P.o.germ.
1528
C41

o. germ.
1528 c/1

P.o. germ. 1528-(1
Volksb

Volksbücher.

1.

Herausgegeben von G. O. Marbach.

Geschichte
von
Griseldis
und dem
Markgrafen Walther.

Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Gö. 28.7.42
351 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte
von
Griseldis und dem Markgrafen Walther.

Erstes Kapitel.

Des Markgrafen Walther Herrschaft, Wesen und Widerwillen gegen den Ehestand.

Am Berge Viso im Lande Piemont im oberen Italien entspringt der Fluß Po, den schon der römische Dichter Virgil als den König der Flüsse rühmte. Denn, obschon anfangs klein und unbedeutend, wird derselbe doch durch die vielen Gewässer, welche sich in ihn ergießen, ein gar stattlicher Strom, bis er sich durch mehre Mündungen in den Meerbusen von Venedig ergießt. Die Landschaften, welche der Po durchströmt sind überaus schön und lieblich. Ueppig grünende Wiesen wechseln mit anmuthigen Bergen und schattigen Wäldern, und wohlgebaute Städte, Dörfer und Schlösser sind hier von Altersher gegründet. Unter den Landschaften der Gegend zeichnete sich schon in frühen Zeiten die von Saluzzo aus. Adlige Herren, Ritter und Grafen hatten hier reiche Besitzungen, am mächtigsten aber unter ihnen war Markgraf Walther, welchem die übrigen alle als ihrem Herrn und Fürsten unterthan waren. Seine vornehme Abkunft und seine vortrefflichen Tugenden machten ihn dieses Vorzuges würdig. Er war ein stattlicher und schöner Herr, lebte, gesegnet mit Kraft und Gesundheit und im blühenden männlichen Alter stehend,

in Lust und Freuden, war aber dabei fromm, gottesfürchtig und aller Ehren werth. Zumeist liebte er die Jagd und andere männliche Vergnügungen, denn nichts dünkte ihm eines Mannes unwürdiger als träge Ruhe. Dem Ehestand war er daher wenig geneigt, denn er glaubte der Mann werde durch ihn verweichlicht, und sein stolz muthiger Sinn empörte sich, wenn er sah, daß gar häufig im Leben die Ehefrau ihren Mann beherrsche, und sich vorstellte, daß ihm ein Aehnliches begegnen könne. Also lebte Markgraf Walther unverehelicht und schien auch künftig in diesem Stande verharren zu wollen.

Zweites Kapitel.

Der Markgraf wird von seinen Unterthanen gebeten eine Gemahlin zu nehmen.

Die Unterthanen des Markgrafen, welche ihren Herrn liebten, waren über sein unverehelichtes Leben sehr bekümmert, und nachdem sie es lange schweigend angesehen, wurden sie endlich ungeduldig. Die Vornehmsten unter ihnen vereinigten sich, faßten ein Herz, kamen nach Saluzzo und begehrten mit ihrem Herrn zu reden, weil sie eine wichtige Angelegenheit bei ihm anzubringen hätten. Die Zahl der Kommenden war groß und Markgraf Walther war einen Augenblick in Zweifel ob sie Gutes oder Uebles gegen ihn im Sinne hätten. Weil er selbst aber ihnen niemals Uebles zugefügt, und stets nur das Wohlergehen seiner Unterthanen im Sinne gehabt und gefördert hatte, so ließ er sie in seinen fürstlichen Saal geleiten und trat festen und heitern Muthes mitten unter sie. Ehrfurchtsvoll ward er begrüßt und nachdem er sie in Güte und Freundlichkeit gefragt, was ihr Begehren sei, sprach einer der vornehmsten und muthigsten etwa folgende Worte: „Eure große Gnade und Nach-

sicht, hochgeborner gnädiger Herr, geben uns, Euren Unterthanen, Muth und freudige Zuversicht, daß wir so oft, als die Noth es gebietet, vor Euer Gnaden zu treten, und mit Euch zu sprechen wagen. Jetzt aber sind wir hier vor Euch erschienen, nicht ein Jeder in einer andern, nur ihn betreffenden Angelegenheit, sondern Alle für Einen und Einer für Alle, und wagen Euch eine unterthänige Bitte und Meinung vorzutragen. Euer Gnaden Rede, Wille und That sind, wie Solches recht und geziemend, von uns, Euren Unterthanen, stets gut geheißen worden und gewiß sind wir wegen unseres tugendhaften und löblichen Landesherrn glücklich zu preisen. Für die glücklichsten Menschen in ganz Welschland würden wir uns aber erachten, wenn Euer Gnaden einer Bitte Gehör gäben, die wir jetzt in Gehorsam und Unterthänigkeit Euch vorzutragen wagen. Ihr wißt, gnädiger Herr, wie schnell und flüchtig dieses Leben dahinschwindet. Die schönste und kräftigste Blüthe des Alters, wie sich Euer Gnaden zur Zeit derselben erfreuen, verwelkt allmählig, und unversehens schleicht das graue und schwache Alter heran. Auch hat weder Jung noch Alt einen Bürgen für den Tod. Der Tod ist uns Allen gewiß, und ungewiß ist nur Tag und Stunde, wann er kommt. Solches bedenkend bitten wir, Euer Gnaden wollen sich nach Gottes Ordnung in den Stand der heiligen Ehe begeben und zwar je eher je lieber Solches ins Werk setzen. Wenn Ihr nun, gnädiger Herr, auf unsere unterthänige Bitte einzugehen geneigt seid, so wollen wir mit Eurer Erlaubniß in allen Ländern uns umsehen nach einer durch vornehme Geburt, Reichthum und Tugend Eurer würdigen Braut und künftigen Gemahlin. Alsdann wird es die göttliche Gnade fügen, daß Euer Gnaden nicht ohne einen Leibeserben bleiben, welcher dermaleinst weise und gnädig über unsere Kinder herrschen möge, ebenso wie Ihr über uns herrschet.“

Drittes Kapitel.

Der Markgraf verspricht sich in den Ehestand zu begeben.

Markgraf Walther hatte diese Rede bis zu Ende angehört und war durch die in ihr sich kundgebende Liebe, Treue und Vorsorge seiner Unterthanen also gerührt worden, daß ihm Thränen in die Augen standen. Nachdem er noch eine Weile geschwiegen und sich besonnen, sagte er endlich: „Liebe Herren und Freunde, Ihr nöthigt mich zu thun, woran ich bis jetzt niemals gedacht habe. Lieber allerdings wäre ich unvermählt geblieben um frei zu sein und mancherlei Widerwärtigkeiten zu vermeiden, welche der Ehestand mit sich zu bringen pflegt; aber so Vieler treugemeintem Willen und weisen Rath vermag ich nicht zu widerstreben. Der Mühe mir eine Braut zu suchen, will ich Euch jedoch überheben, indem ich Solches mir selbst und dem gütigen Himmel vorbehalten. Alles was wir Menschen haben und besitzen quillet ja aus Gottes Gnade und Vorsorge. Er ist der unerschöpfliche Brunnquell alles Guten, Ihm will ich denn auch meinen Ehestand, mein Glück, ja Leib und Leben anheimstellen. Er wird mir finden, zuführen und bescheeren, was mir, meinem Geschlecht und dem ganzen Lande Heil und Seegen bringend sein wird. Ich will also nach Eurem Wunsch und Willen eine Gemahlin nehmen und zwar eher als Ihr verhofft habt. Dagegen sollt Ihr mir geloben, daß Ihr die Frau, welche ich mit des Himmels Leitung erwähle, wer sie auch sei, als meine Gemahlin und als Eure Herrin anerkennen und ehren wollt. Denn was mir gefällt und gut genug ist, daß soll auch Euch gefallen und genügen."

Die versammelten Herren waren über die Rede ihres Fürsten hocherfreut und versprachen feierlich, wie er verlangt, daß sie der Frau, welche er zu seiner Gemahlin wählen würde, als

ihrer Herrin treu, hold und unterthänig sein, und gegen ihre Erwählung niemals eine Widerrede erheben würden. So schieden sie fröhlichen Herzens und harrten der Wahl des Markgrafen.

Viertes Kapitel.

Markgraf Walther läßt das Hochzeitfest bereiten, obschon keine Braut da ist.

Im ganzen Lande hatte die Nachricht von des Markgrafen Entschluße Freude und Erwartung erregt. Der Graf aber schloß sich ein und dachte über seine Wahl nach. Da meinte er, wenn er ein armes und tugendhaftes Mädchen zu seiner Gemahlin nähme, so würde sie ihm am ehesten in allen Dingen gehorsam und seine Freiheit am wenigsten durch sie beschränkt sein. Hierauf ließ er in seinem Schlosse Alles aufs Herrlichste einrichten. Vorräthe an Speise und Trank wurden in Masse aufgehäuft und der Tag, an welchem die Hochzeit gehalten werden sollte wurde festgesetzt und bekannt gemacht. Prachtvolle Gewänder und kostbarer Schmuck für die Braut wurden herbeigeschafft und zur Hochzeit alle Edlen des Landes und die vornehmsten Bürger der Städte geladen. Der Hochzeittag und die zahlreichen Gäste waren erschienen, aber keine Braut. Die Erwartung war aufs Höchste gestiegen. Schon glaubte Mancher, der Graf habe es nur auf eine Täuschung abgesehen; da befahl derselbe, die vornehmsten Herren und Diener sollten sich zum Brautzuge rüsten. Mit hochzeitlichen Kleidern geschmückt ritt der Markgraf voraus; edle Damen saßen in Wagen und hielten die Brautgeschenke. Den stattlichen Zug schloßen die berittenen Herren und Diener.

Fünftes Kapitel.

Markgraf Walther findet Griseldis.

In der Nähe von Saluzzo war ein kleines Dorf, und in ihm der ärmste Bauer ein Mann, Namens Janicula. Derselbe hatte eine Tochter, Griseldis, welche eben so schön als arm war. Sie hatte einen schlanken Wuchs und ein liebliches Angesicht, ihr Benehmen war sittsam und bescheiden. Bei magrer Kost auferzogen kannte sie keine Art von Hoffahrt; sie hütete das Vieh auf dem Felde, besorgte die kleine Wirthschaft ihrer Eltern und spann noch tief in die Nacht hinein. Sie ehrte und liebte ihre Eltern und wurde von ihnen herzlich wieder geliebt. In das Dorf, in welchem dieses Mädchen lebte, kam nun der hochzeitliche Zug. Jung und Alt lief herbei ihn anzustaunen. Griseldis war beim Brunnen, Wasser zu holen, als sie den Zug von Weitem erblickte. Schnell eilte sie mit ihren Krügen nach Hause und schaute dann verschämt und bescheiden durch die halbgeöffnete Thür nach dem stattlichen Zuge, denn sie hatte so Prächtiges in ihrem Leben noch nicht gesehen. Markgraf Walther war früher auf seinen Jagdzügen schon oft durch das Dorf geritten und hatte auch Griseldis gesehen, und über ihre Schönheit, ihr sittiges Wesen, ihr edles Benehmen sich gefreut. Als nun der Hochzeitzug vor Janiculas Hütte angekommen war, hielt der Markgraf sein Roß an, grüßte Griseldis und fragte sie: „Griseldis, wo ist dein Vater?“ So erschrocken war die Jungfrau, die zum erstenmal von einem so vornehmen Herrn angeredet wurde, daß hohe Röthe ihr Angesicht überlief und sie kaum zu antworten vermochte. Doch sammelte sie sich und sprach sich ehrerbietig verneigend: „Er ist daheim gnädiger Herr!“ „So rufe ihn zu mir heraus!“ sagte der Graf.

Sechstes Kapitel.

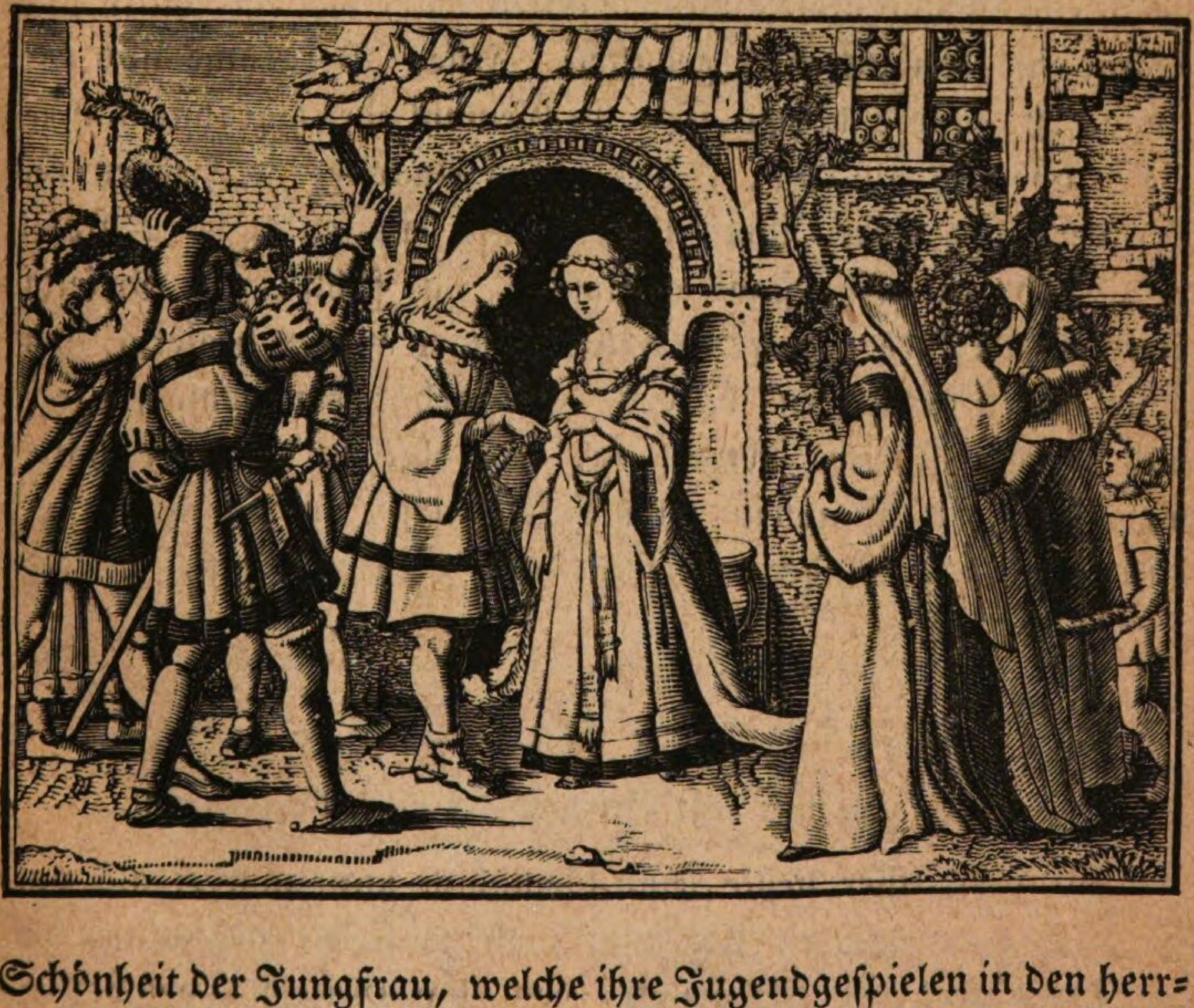
Markgraf Walther wirbt um Griseldis und vermählt sich mit ihr.

Griseldis that wie ihr befohlen worden und als Janicula zagend und zitternd herausgekommen war, nahm ihn der Markgraf bei der Hand, führte ihn ein Weniges bei Seite und sprach: „Ich weiß, mein lieber Janicula, daß Du mein treuer Unterthan bist und mich als Deinen Herrn lieb hast, auch in allen Dingen mir gehorsam sein wirst. Doch muß ich über Eines Deinen Willen vernehmen: ob Du mich zu Deinem Eidam nehmen und Deine einzige liebe Tochter mir zur Gemahlin geben willst?“ Der Greis war über diese Anrede so erschrocken und erstarrt, daß er kein Wort zu finden vermochte. Erst als ihn der Graf wiederholt angeredet, antwortete er unter Zittern: „Gnädiger Herr, Ihr mögt immerhin einen armen und niedrigen Mann, wie ich bin, verspotten.“ „Ich spotte nicht,“ erwiderte der Graf, „und erkläre Du Dich kurz durch Ja oder Nein!“ Da sprach Janicula: „Ich darf, gnädiger Herr, nicht Anderes wollen, als was Ihr begehret.“ „So gehen wir in das Haus,“ sagte der Markgraf, „um Deiner Tochter Meinung zu hören!“ Die vornehmen Herren und Damen verwunderten sich als sie den Grafen in des armen Landmanns Hütte gehen sahen, noch mehr aber erstaunte Griseldis, als der vornehme, reich gekleidete Herr vor sie trat, ihre Hand erfaßte und sprach: „Griseldis, es ist mein und Deines Vaters Wille, daß Du mein Weib werdest und ich zweifle nicht, daß Du mir und Deinem Vater gehorchen werdest. Doch habe ich noch eine Frage an Dich, die Du wohl bedenken und mir aufrichtig beantworten mögest. Wenn wir durch Gottes Gnade vermählt sein werden, welches noch an diesem heutigen Tage geschehen soll, willst Du mir dann gehorsam sein in allen Dingen, so daß Du keinen andern Willen habest als den meinen, daß Du weder in Wor-

ten noch in Gedanken mir jemals widersprechest, was ich auch vornehmen möge?" Griseldis hatte fast die Besinnung verloren, sie wußte nicht ob sie wache oder träume; es dauerte lange ehe sie Worte fand. Endlich neigte sie sich demüthig und gab diese Antwort. „Gnädiger Herr, ich weiß mich der Ehre Eure Gemahlin zu sein wohl unwürdig, doch muß ich es für mein Glück erachten und darf Euer Gnaden weder hierin noch sonst entgegen sein. So will ich denn in allen Dingen Euch gehorsam sein; und solltet Ihr auch meinen Tod befehlen, ich werde Euch nicht widersprechen." Freudig rief der Graf: „Wohl Griseldis!" nahm ihre Hand und führte sie hinaus, wo sein Gefolge und alles Volk, das dem Zuge gefolgt, versammelt war.

„Sehet," sprach er, „diese Jungfrau soll meine Gemahlin und Eure Herrin werden und wie Ihr mich liebt und ehret, so

sollt Ihr auch sie lieben und ehren, ja noch viel mehr!" Jetzt winkte der Graf den edlen Frauen, welche mit ihm gekommen waren und die Brautgeschenke trugen, und befahl ihnen wie sie thun sollten. Alsbald schlossen dieselben einen Kreis um Griseldis, entkleideten sie ihrer ärmlichen Gewänder und legten ihr die kostbaren Kleider und den Schmuck von Perlen, Gold und Edelsteinen an, wie solches Alles der Graf für seine Braut hatte fertigen lassen. Aus dem Kreise der Frauen trat die geschmückte Jungfrau hervor, nicht mehr einer Bäuerin sondern einer Gräfin gleichend, und der Markgraf begrüßte sie als seine Braut und verlobte sich mit ihr, indem er einen kostbaren Ring an ihren Finger steckte. Alle Anwesenden waren Zeuge, priesen und bewunderten die



Schönheit der Jungfrau, welche ihre Jugendgespielen in den herrlichen Gewändern kaum wiedererkannten. Graf Walther hob seine

Braut auf ein schneeweißes Pferd und zog zurück nach dem Schlosse zu Saluzzo. Zahlreiches Volk begleitete den Zug, jubelte und rief: „Es lebe Griseldis!" Noch an demselben Tage ward die Vermählung vollzogen.

Siebentes Kapitel.

Griseldis Verhalten und Entbindung von einem Töchterlein.

Griseldis dankte Gott demüthig für die Gnaden und Ehren, mit denen er sie überschüttet. Obgleich sie ihre frühere Demuth und Bescheidenheit nicht ablegte, so war es doch wunderbar zu schauen, wie wohl sie sich in ihrem neuen vornehmen Stande zu benehmen wußte. Niemand merkte es ihr an, daß sie in einer Bauernhütte aufgewachsen war, viel eher hätte man sie für eine Königstochter gehalten. Alle, Vornehme und Geringe, ehrten und liebten sie, ihr Gemahl aber war durch ihren Besitz überaus glücklich. Sie liebten einander in Frieden und Freude, und waren ihren Unterthanen ein würdiges Beispiel.

Noch war kein Jahr verflossen, da fühlte sich Griseldis gesegneten Leibes. Herr und Unterthanen waren begierig, was ihnen Gott bescheeren würde. Sie gebar ein wohlgestaltetes und überaus schönes Töchterlein, und obschon die Unterthanen mehr noch ein Knäblein gewünscht hatten, so waren sie doch auch über das Mädchen erfreut und dankten Gott, weiteren Segen verhoffend.

Achtes Kapitel.

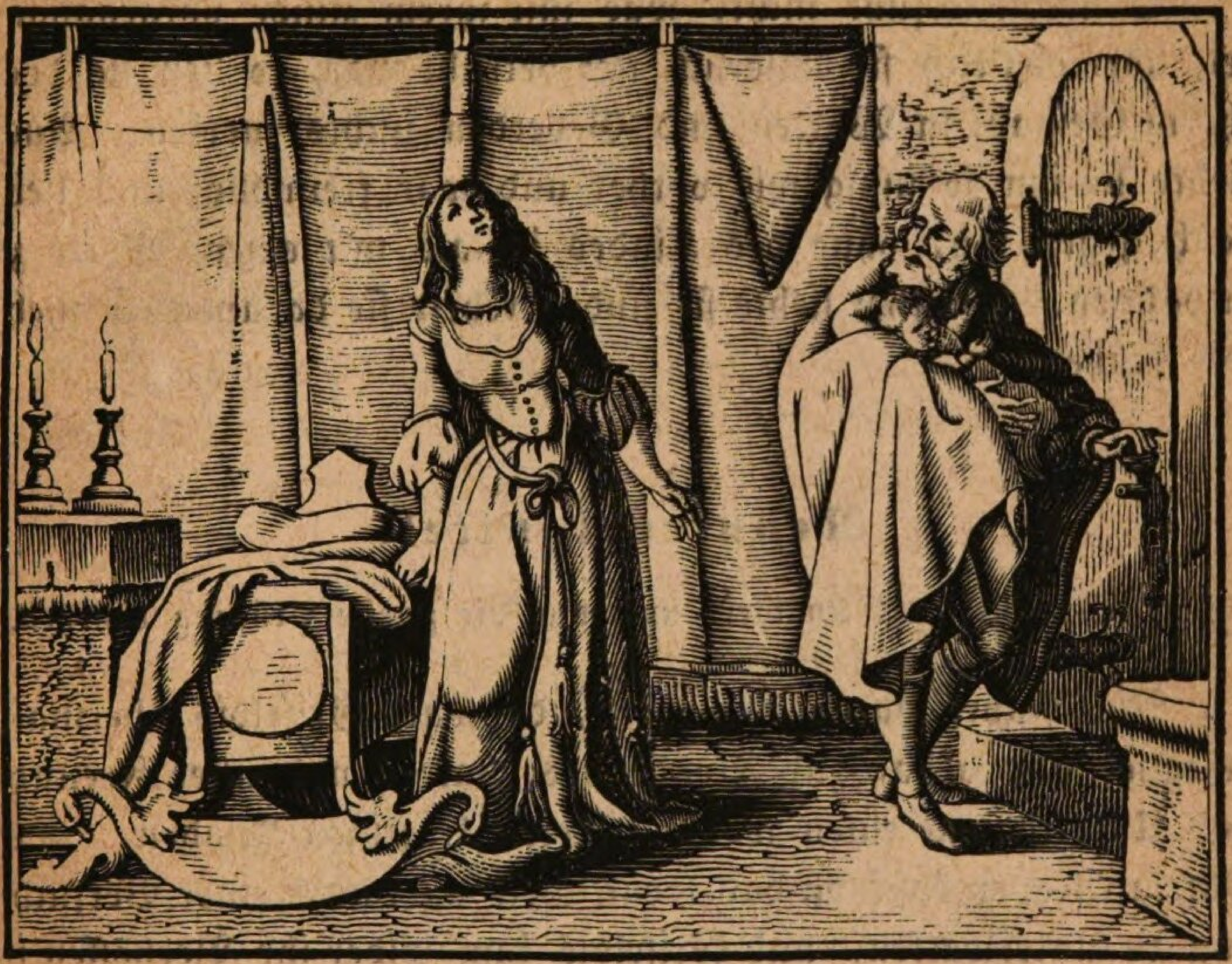
Markgraf Walther legt Griseldis die erste Prüfung auf.

Graf Walther liebte seine Gemahlin nicht minder als vorher, aber er meinte, daß nun wohl die Zeit gekommen sei, die Treue und den Gehorsam, den ihm Griseldis gelobt, zu prüfen, und weil er gewiß war, daß sie die Prüfung bestehen

würde, so dachte er durch dieselbe sie nur noch mehr in Aller Verehrung zu befestigen. Aus diesem Grunde stellte er sich wenig erfreut über die Geburt des Töchterleins; Griseldis aber suchte durch vermehrte Freundlichkeit und durch Eifer ihm zu dienen seine Huld wiederzugewinnen. Nachdem jedoch das Kind entwöhnt war, ließ der Graf Griseldis vor sich kommen, empfing sie mit finsterem Gesicht und redete zu ihr mit rauhen Worten: „Du weißt, Griseldis, wo Du her bist, in welcher Gestalt ich Dich aufgenommen, und unter welcher Bedingung ich Dich zu meiner Gemahlin erhoben. Ich habe Dich geliebt und vor den Meinen in Ehren gehalten, und so soll auch ferner geschehen. Nachdem Du mir aber eine Tochter geboren hast, hat sich die Gesinnung der mir untergeordneten Grafen und Herren gegen Dich und mich verändert. Sie sprechen öffentlich aus, daß sie dieser meiner Erbin, weil sie ein Weib und eines schlechten Bauers Enkeltochter sei, nimmermehr gehorchen würden. Ich will, daß Friede und Eintracht in meinem Lande sei und Du wirst mir gehorsam sein, wie Du versprochen hast. Dieß sage ich Dir, damit Du meines Willens gewärtig seist!" Griseldis war ihrem Herrn ruhig entgegen getreten, als er sie mit zürnendem Gesicht empfing und hatte ohne ein Zeichen des Widerwillens seine Rede vernommen. Jetzt gab sie unerschrocken und sanft zur Antwort: „Du bist mein gnädiger Herr, mein Herr und Herr meines Kindes; unser Leib und Leben steht in Deiner Hand; so thue denn mit uns, was Dir gut dünkt. Nichts begehre ich zu besitzen und nichts befürchte ich zu verlieren, als Deine Liebe und Gnade. So fest habe ich Dich in mein Gemüth und Herz verschlossen, und also liebe ich Dich, daß nicht der Tod, keine Zeit und kein Unfall Dich mir entreißen soll." Graf Walther war im Innersten gerührt und sehr erfreut über diese Antwort; aber er zwang sich und verließ Griseldis ernsten und trüben Gesichtes.

Walther hatte einen treuen Diener, den er auch sonst in wichtigen Geschäften brauchte; dem befahl er in der nächsten Nacht zu Griseldis zu gehen und ihr das Kind zu nehmen, auch ihr zu sagen, daß er, der Graf, ihm geboten habe es mit sich zu nehmen und umbringen zu lassen. Dabei sollte er genau Acht haben, wie Griseldis sich benehmen würde und ihm Alles was sie sagen und thun würde, hinterbringen. Der Diener war sehr erschrocken und rief: „Ach Herr, was habt ihr vor! was hat das arme Kindlein gethan, daß Ihr es umbringen wollet und was seine Mutter, daß Ihr sie so schwer betrübet! Schonet des unschuldigen Lammes, vergießet nicht Euer eigenes Blut.“ Der Graf aber ward zornig und befahl ihm zu gehorchen. Da ging der Diener tief betrübt zu Griseldis und redete sie unter Jammern und Weinen an: „Gnädigste Frau, verzeiht mir um Gottes willen und rechnet mir nicht zu, was ich vollbringen muß. Ihr wisset, der Diener darf nicht fragen nach dem was Recht oder Unrecht, sondern muß thun, wie sein Herr ihm befiehlt, der über sein Leib und Leben zu gebieten hat. Unser Herr hat mir befohlen das Kindlein zu nehmen und es —“ weiter vermochte der gute Diener nicht zu reden, denn Thränen erstickten seine Stimme. Griseldis aber merkte wohl, was mit ihrem lieben Kindlein geschehen solle und daß es auf sein unschuldiges Leben abgesehen sei. Dennoch erhob sie kein Klagen und Murren, kein Seufzer entging ihr, sondern sie nahm das Kindlein in ihre Arme, herzte und küßte es noch einmal und segnete es, bezeichnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und gab es dem Diener. „Es gehört meinem Herrn,“ sprach sie, „nimm es und thue wie Dir befohlen ist. Nur dieses Eine bitte ich Dich, laß das entseelte Körperchen nicht den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube werden, es müßte Dir denn auch dieses befohlen sein.“ Der Diener nahm das Kind und konnte sich vor Weinen nicht fassen. Griseldis aber rief: „Gehe, trage das

liebe Englein schnell hinweg, ich befehle es mit Leib und Seele in den Willen des allmächtigen Gottes!“



Nun ging der Diener mit dem Kindlein zum Markgrafen und berichtete ihm genau, wie er es von Griseldis erhalten habe. Der Graf war gerührt und erschüttert von der Treue seiner Gemahlin und bewunderte sie in seinem Herzen, ließ aber dennoch von seinem Vorsatze nicht ab. Er ließ das Kind sorgfältig einhüllen und gab es dem treuen und verschwiegenen Diener und befahl ihm mit demselben alsbald und in aller Eile gen Bologna zu eilen. Dort nämlich war des Markgrafeu Schwester an einen vornehmen und mächtigen Grafen vermählt; der überschickte er das Kind und bat sie in einem Briefe es sorgfältig und seinem Stande gemäß aufzuziehen, aber jedermann zu verschweigen, von wem sie es erhalten habe. Der Diener war froh, daß sein trauriges Geschäft solch einen guten Ausgang nehme

und vollzog den Befehl seines Herrn mit freudigem Eifer; die Gräfin aber nahm das Kind und erzog es wie eine Mutter.

Griseldis erfuhr nicht, was mit ihrem Kinde vorgegangen sei, aber obgleich sie innerlich tief betrübt war, so ließ sie doch ihrem Gemahl in Worten und Geberden nichts merken. Auch liebte sie ihn so innig wie vorher und war freundlich und liebreich gegen ihn, ohne des Kindes jemals mit einem Worte zu erwähnen. Walther liebte sie und verehrte sie darum noch mehr wie früher.

Neuntes Kapitel.

Griseldis gebiert ein Knäblein und muß die zweite Prüfung bestehen.

Vier Jahre waren vergangen, da ward Griseldis abermals gesegnet und gebar zur Freude des Vaters und aller Freunde und Unterthanen einen wohlgebildeten kräftigen Knaben. Der Markgraf aber beschloß das treue Weib abermals einer Versuchung zu unterwerfen, und Griseldis kam wider ihr Verhoffen in noch größeres Leid als das erste Mal. Als nämlich der Knabe entwöhnt und bereits zwei Jahr alt geworden war, sprach der Graf zu Griseldis: „Du hast schon gehört, wie meine Verwandten und meine Unterthanen unser beider Ehestand mit feindlichen Blicken betrachten, zumal seit Gott denselben mit Kindern gesegnet hat. Sie sagen ganz unverholen und mir ins Gesicht, daß sie nimmermehr zugeben würden, daß ein Bauer, des Janicula Enkel, einst über dieses Land herrsche. Will ich nun einen Aufstand vermeiden und Ruhe und Frieden erhalten, so muß ich, wie sehr Solches auch mein Herz kränket, mit unserm Knäblein verfahren wie vor etlichen Jahren mit dem Töchterlein geschehen ist. Dieses habe ich Dir vorher anzeigen wollen, damit Du Dich geduldig in das Nothwendige schickest und

nicht von allzuheftigem Trauern befallen werdest.“ Griseldis erschrack zwar in innerster Seele, dennoch wußte sie sich zu fassen um auf keine Weise den ihrem Gemahl angelobten Gehorsam zu brechen. „Ich habe mich, mein Herr und Gemahl,“ sagte sie, „schon vordem erklärt und wiederhole jetzt, daß mir Alles Recht sein solle, was Dir Recht zu sein bedünket. Ich habe gegen Deinen Willen keinen eigenen und stehe sammt meinem Kinde in Deiner Hand. Befiehl nur auch mir zu sterben, so will ich gar gern gehorchen, und der Tod soll nimmer so bitter sein, daß er meine Liebe und meinen Gehorsam gegen Dich, meinen lieben Herrn, zu brechen im Stande sei.“ Das Herz wendete sich dem Markgrafen um, er verließ aber Griseldis mit finsterem Blick, ging in seine Kammer und weinte heftig. Doch meinte er das Angefangene zur Ehre seines lieben Weibes zu Ende führen zu müssen und sendete darum des Nachts den Diener, dessen er sich auch das erste Mal bedienet, um das Knäblein zu holen. Dies Mal ging der Diener leichteren Herzens, stellte sich aber doch sehr betrübt an, bat für seine Person um Vergebung und forderte den Knaben. Griseldis war abermals ruhig und ergeben, betete über ihr Kindlein, segnete und küßte es und gab es dem Diener, nachdem sie es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet. Auch bat sie den Diener wiederum, den Leichnam des lieben Knäbleins nicht den Thieren zum Raube zu lassen, sondern ihn christlich zur Erde zu bestatten. Die Ergebenheit und Standhaftigkeit der Gräfin ergriff den Diener so gewaltig, daß er vor Mitleid heftig weinte und zu seinem Herrn ging, dem er die Tugend der edlen Frau aufs Eindringlichste schilderte. Auch der Graf konnte sich der Thränen nicht erwehren, schickte aber doch das Knäblein mit einem Briefe zu seiner Schwester nach Bologna, die ihm willig Folge leistete, und die Kinder sorgsam aufzog, begierig was ihr Bruder, der Markgraf, weiter mit ihnen vorhabe.

Dieser beobachtete seine Gemahlin noch sorgfältiger wie vorher, nahm auch Gelegenheit öfter mit ihr über ihre lieben Kindlein zu reden, aber obgleich dieselbe in ihrem Innern die unglücklichen Kleinen herzlich beklagte, wollte sie doch durch Seufzer und Klagen ihrem lieben Ehegemahl, der sich auch sonst in allen Dingen liebreich und freundlich gegen sie erwieß, das Leben nicht erschweren. Der Graf sah wohl, daß Griseldis keinen Widerwillen gegen ihn in ihrem Herzen trage und von Tag zu Tag nur noch mehr in Treue und Gehorsam ihn liebte.

Zehntes Kapitel.

Markgraf Walther sinnt auf noch schärfere Prüfungen.

Obwohl nun der Graf Walther in seinem Herzen von der Beständigkeit und Treue seiner Gemahlin völlig überzeugt war, so dachte er doch noch nicht daran, ihre Schmerzen in Freude zu verwandeln, sondern nahm sich vielmehr vor, um alle Welt zu gleicher Bewundrung und Verehrung gegen Griseldis zu bringen, noch viel härtere Proben ihr aufzuerlegen. Seine Unterthanen hatten das Schicksal Griseldens und ihrer Kinder nicht mit gleichgültigen Augen betrachtet, sondern indem sie wie Griseldis nicht anders wußten, als daß der Graf seine Kinder habe tödten lassen, bedauerten sie die unschuldigen Lämmer und das unglückliche Weib von ganzem Herzen, und neigten sich mit ihrer Liebe von dem Markgrafen ab. Sie schalten ihn hart wegen seines grausamen Verfahrens und versahen sich selbst wenig Gutes von ihm. Bald verbreitete sich das Gerücht, der Graf liebe seine Gemahlin nicht mehr und schäme sich ihrer wegen ihrer geringen Abkunft, denke auch daran, sie ganz zu verstoßen und sich eine andere, durch Herkunft und Reichthum ihm ebenbürtige Gemahlin zu suchen. Der Graf kannte die Gesinnungen

und Reden seiner Unterthanen sehr wohl, sagte aber nichts um sie zu widerlegen und hinderte auch nicht daß sie Griseldis zu Ohren kämen, sondern veranstaltete sogar selbst, daß sie jene Gerüchte erfuhr. Das treue Weib aber ließ sich nicht irre machen und hing an ihrem Gemahl in unerschütterlicher Liebe wie vordem, denn sie wußte, daß das Härteste, was ihr widerfahren könne, der Tod sei, den sie für ihres theuren Gatten Glück zu erleiden allezeit bereit war.

Der Graf aber sendete einen vornehmen Boten aus und ließ das Gerücht verbreiten, daß derselbe mit einem Briefe nach Rom gehe, um bei dem heiligen Vater anzuhalten, daß es dem Grafen erlaubt se n möge, um Aufruhr unter seinen Unterthanen zu vermeiden, seine jetzige Gemahlin zu entlassen und sich anderweit standesgemäß zu verehelichen. Der Bote ging aber anderswohin und kehrte nach einigen Monaten zurück, indem er aller Orten ausbreitete, der Papst habe seine Bewilligung zur Scheidung von Griseldis ertheilet. Solches Gerücht verbreitete sich nun schnell im ganzen Lande und verursachte bei vornehmen und geringen Leuten Unwillen und Gerede. Auch vor Griseldis kam dasselbe und diese ward aufs Tiefste erschüttert, ergab sich aber frommen und demüthigen Sinnes in den Willen Gottes, dem sie ihre ganze Angelegenheit empfahl.

Elftes Kapitel.

Griseldis wird zum dritten Mal geprüfet, indem sie ihr Gemahl von sich weiset.

Graf Walther ließ ein festliches Mahl anrichten und ladete zu demselben die vornehmsten unter seinen Hofleuten. Während des Mahles nun setzte er ihnen auseinander, wie er gesonnen sei mit des heiligen Vaters Bewilligung seine Gemahlin Griseldis von sich zu schicken und eine andere an Stand und Reichthum ihm gleiche Gattin zu nehmen. Hierauf ließ er

Griseldis rufen und sie in den Saal vor die versammelten Herren führen. Sie hatte schon vernommen was ihr bevorstehe, und war in ihrem Herzen voller Leids und Jammers, faßte sich jedoch starkmüthig zusammen, und neigte sich, als sie in den Saal trat, ruhigen Angesichtes sittsam vor sämmtlichen Herren. „Meine liebe Griseldis,“ redete sie der Graf an, „ich habe bisher mit Dir in einem glücklichen Ehestande gelebt, habe niemals wider Deine Sitten und Dein Betragen Klage zu führen gehabt, und bin auch mit Deiner Liebe und Deinem Gehorsam gar wohl zufrieden. Aber dennoch ist es des Schicksals Wille, daß ich mich jetzt von Dir trenne, denn die Meinen und der heilige Vater in Rom wollen und stimmen mit mir überein, daß ich mich von Dir, die Du eines Bauern Kind bist und mit der mir nicht geziemet in ehelicher Gemeinschaft zu leben, trenne und eine andere, meiner würdige Gemahlin nehme. Darum Griseldis räume der andern, welche schon auf dem Wege hieher ist, das Haus, gehe hin wo Du hergekommen und nimm mit Dir, was Du mitgebracht.“

Griseldis neigte sich demüthig und sprach ohne Zorn im Antlitz und ohne Widerwillen im Ton ihrer Stimme: „Gnädiger Herr, wohl habe ich allezeit gewußt und erkannt, daß meine Niedrigkeit und Armuth zu Eurer Hoheit sich nicht schicke, und habe mich niemals mehr als werth gehalten, Eure unterthänige Magd zu sein. Wenn ihr mich nun hier an Eurer Hofstatt als eine Fürstin gestellt und geachtet wider mein Verdienst und Würdigkeit, so sage ich Euch für Ehr und Liebe, die Ihr mir gnädig bezeuget, herzinnigen Dank, bin aber übrigens bereit auf Euer Gnaden Befehl in meines Vaters Hütte zurückzukehren. Wo ich meine Kindheit und meine Jugend zugebracht, da will ich auch nach Gottes Willen den Rest meines Lebens und mein Alter verbringen und sterben. Ich achte mich immer noch für ein glückseliges Weib, weil ihr mich gewürdigt habt Euer ehe-

liches Gemahl zu sein, und hoffe auch in meiner Armuth und Niedrigkeit mich doch also zu halten, daß ich Euch niemals zur Schande gereiche. Vor Gott und meinem Gewissen bezeuge ich, daß ich Eurer neuen vornehmen Braut willig und gern weiche, und wünsche ihr und Euch von ganzem Herzen Glück, Heil und Seegen. Wenn nun aber Euer Gnaden befehlen, daß ich das mit mir nehmen soll, was ich aus meines Vaters Hause mitgebracht, so habe ich nicht vergessen, daß ich meiner eigenen Kleidung entblößt worden, und mit Eurem Eigenthum bekleidet hierher gekommen bin. Was ich von dem Meinigen mit hierhergebracht, ist nichts gewesen als ein reiner unbefleckter jungfräulicher Leib, ein treues Herz und ein gehorsames Gemüth.“ Hierauf zog Griseldis ihr kostbares Oberkleid aus, und legte ihren Schmuck ab, zog auch den Trauring vom Finger und behielt nichts als ihr schlichtes Unterkleid.

„Nehmet, sagte sie zum Grafen, alles was ich von Euch Schönes und Herrliches empfangen habe. Nackt bin ich aus meines Vaters Haus gegangen, und nackt will ich dahin zurückkehren. Doch bitte ich Euch unterthänigst, da Ihr mir meine Jugend und meinen jungfräulichen ungetrübten Sinn nicht wieder zu geben vermöget, so wollet Ihr erlauben, daß ich statt dessen dieses linnene Gewand von hier mitnehme, damit der Leib, welcher Eure Kinder geboren hat, nicht in unehrbarer Blöße vor Euren Unterthanen erscheine, wenn ich von hinnen gehe.“

Der Markgraf konnte die Rührung, welche des edlen Weibes Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in ihm erregten, nicht zurückhalten, er weinte heftig und wendete sich seinen Schmerz zu verbergen, ab. Alle Anwesenden waren von Mitleid ergriffen und empört über des Grafen harten Sinn, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Griseldis aber, da sie sah, daß sie der Graf keines Blickes mehr würdigte, ging schweigend von hinnen.

Zwölftes Kapitel.

Griseldis kehrt zu ihrem Vater zurück und tröstet ihn.

Griseldis kam vor ihres Vaters Hütte, nicht weinend und scheltend, sondern still und heiter und bat den alten Janicula er möge sie wieder aufnehmen in sein Haus und in seine Arbeit, denn ihr Gemahl habe sie von sich geschickt um eine vornehmere Frau zu nehmen. Der alte Mann hatte dem allzuraschen Glücke seiner Tochter nie getraut und stets ein trauriges Ende dieser unverdienten Herrlichkeit befürchtet. Er hatte seiner Tochter ärmliche Kleidung, die ihr die vornehmen Damen am Tage der Hochzeit ausgezogen, sorgsam aufgehoben; als er nun sah, wie seine Tochter fast nackend und blos daher kam, holte er alsbald

ihre Bauernkleider herbei um sie mit denselben zu bedecken. Er schloß sie jammernd in seine Arme und klagte laut den Urheber ihres jetzigen Elends an.

Griseldis aber sprach: „Bedenket lieber Vater, daß dieses Alles Gott gefügt und gethan hat, und klagt nicht wider den Markgrafen unsern Herrn, denn uns stehet nicht zu mit unserer Obrigkeit zu rechten. Der Himmel wird uns nicht verlassen, denn, bin ich schon keine reiche und mächtige Gräfin mehr, so will ich doch nie aufhören als eine fromme Christin nach der Gnade Gottes zu streben.“

Dreizehntes Kapitel.

Markgraf Walther bereitet ein Hochzeitfest und ruft Griseldis, daß sie bei demselben diene.

Während Griseldis in Demuth und ohne Klage bei ihrem Vater wohnte, sehnte sich Graf Walther gar sehr nach seiner Gemahlin, die er über Alles liebte. Eilig sendete er einen Boten an seinen Schwager, den Grafen in Bologna, und dessen Gemahlin, seine Schwester, und ließ sie inständig bitten, sie möchten sich doch eilig mit seinen Kindern zu ihm nach Saluzzo auf den Weg begeben. Dabei ließ er das Gerücht verbreiten die neue vornehme Braut sei schon unterweges und ordnete Alles wie zur festlichen Hochzeit. Nachdem die geladenen Hochzeitgäste erschienen und auf den nächsten Tag die Ankunft des Grafen aus Bologna angesagt war, ließ der Markgraf Griseldis aus ihrem Dorfe nach dem Schlosse holen und sagte zu ihr. „Griseldis es wird morgen, so Gott will meine neue Braut mit einem großen und stattiichen Gefolge hier eintreffen, und darauf soll die Hochzeit gehalten werden. Nun möchte ich, daß die Braut und wer von edlen Frauen und Herren sie begleitet, wohl und geziemend empfangen, auch daß über das Fest und die Einrichtungen im Schlosse gehörige Aufsicht gehalten werde. Du kennest aber meinen Sinn, wie ich wünsche daß Alles geschehe und gethan werde, weißt auch Rath überall im Schlosse, daher geht an Dich mein Begehren, Du wollest Dich der Sorge für das Fest und die Fremden willig und fleissig unterziehen. Was Deine Kleidung betrifft, so magst Du erscheinen, wie es dein Stand und Vermögen mit sich bringen.“ Griseldis versprach zu thun, wie er befohlen, und besorgte auch Alles gar treulich, indem sie anordnete wie Alles geschehen sollte, und wo es nöthig war, selbst mit Hand anlegte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gäste kommen an und Griseldis muß ihre eigene Tochter als des Markgrafen Braut begrüßen.

Am andern Tage um Mittagzeit kamen die fremden Gäste in einem herrlichen Zuge an. Aller Augen sahen nach der jungen geschmückten Braut, welche also schön und lieblich war, daß man eine zartere und reizendere Jungfrau sich nicht vorstellen kann. Sie saß mit ihrem Bruder in einem prächtigen Wagen, und mancher war, der es dem Markgrafen nicht verdenken mochte, daß er diese junge, schöne und dabei reiche und vornehme Jungfrau anstatt Griseldens erwählt hatte. Griseldis indeß wartete des ihr übertragenen Amtes, begrüßte und empfing die Braut, so wie jeden der Ankommenden. Hatte sie auch nur ein schlechtes Bauernkleid an, so erschien sie doch in ihrem Benehmen gar vornehm, wußte Alle und Jeden mit sittigen Reden zu empfangen, die wohl bereiteten Gemächer anzuweisen und nachher das Mahl zu ordnen und für die Bewirthung der Gäste zu sorgen. Diese wunderten sich über den zierlichen Anstand, den hohen Verstand und die sinnigen Reden der Frau in der ärmlichen Kleidung und wußten nicht, was sie denken sollten. Der Markgraf setzte sich mit kostbaren Gewändern prachtvoll geschmückt und mit dem ihm eigenen königlichen Anstand zu den übrigen Grafen und Herren zu Tisch, und Griseldis wartete mit den andern Dienern und Dienerinnen auf, unter denen sie am geschäftigsten war.

Bald hatte sich die Lust beim fröhlichen Mahl aller Herzen bemächtigt, da rief Markgraf Walther: „Griseldis!" und sie antwortete: „Was befehlt Ihr, gnädiger Herr?"— „Wie gefällt Dir diese meine Braut, Griseldis? fragte er, ist sie auch schön und geschmückt genug für mich? Gefallen Dir ihre Sitten und Geberden?" Griseldis blickte ihn erst mit Ernst

an, doch wußte sie bald über ihr Angesicht ein heiteres Lächeln zu verbreiten. „Gnädiger Herr, sagte sie, ich glaube nicht, daß ein schöneres Fräulein zu finden ist, als diese Euer Gnaden Braut und künftige Gemahlin, auch hoffe ich, daß die Schönheit ihres Herzens und Geistes der Schönheit ihres Angesichts und ihrer Gestalt entsprechen werde. So werden denn Euer Gnaden hoffentlich mit ihr eine liebreiche, friedliche und gesegnete Ehe führen, welches ich Euch Grund meines Herzens und meiner Seele wünsche. Nur Dieses will ich Euer Gnaden unterthänig bitten: Ihr wollet das zarte Fräulein nicht auf so gar harte Proben der Geduld, der Treue und des Gehorsams stellen, als Ihr Eurer vorigen Gemahlin gethan. Bedenket daß diese zärtlicher und herrlicher erzogen ist, und darum auch weniger Schmerz und Unglück zu ertragen gelernt hat. Sie möchte gar leicht erliegen, wenn sie allzuviel zu dulden hätte."

Funfzehntes Kapitel.

Nachdem Griseldis alle Proben mit großer Tugend überstanden, kommt sie endlich wieder zu Glück und Ehren, und lebt mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in treuer Liebe bis an den Tod.

Da war Graf Walther ganz erstarret über die Sanftmuth, Geduld und Beständigkeit seines herzlieben Weibes, und beschloß zur Stunde ihrem Gram und Schmerz, den sie so lange ohne Widerrede und Bitterkeit getragen ein Ende zu machen. Darum sprach er alsbald: „Meine liebe Griseldis, ich gestehe gern und freudig, daß ich Deine Treue und Deinen Gehorsam scharf, wohl alzuscharf geprüfet habe, daß ich sie aber auch weit herrlicher und beständiger denn das köstlichste Gold befunden habe. Wo lebet der Mann in der ganzen weiten Welt, der sich rühmen könnte, ein so treues gehorsames Weib zu haben, wie ich!" Damit schloß er sie mit beiden Armen an sein

Herz und sprach: „Niemals ist ein anderes Weib liebend von mir umfangen worden denn Du, und ich begehre auch bis an mein Ende keine andere, denn allein Dich; Dich, die Du mein herzliebstes Weib bist, und mit Gottes Hilfe noch lange bleiben sollst. Sieh, diese Jungfrau, welche Du für meine Braut gehalten, ist Deine und meine Tochter, und dieser ihr Bruder ist Dein und mein Sohn. Sie sind es, die ich Dir nehmen ließ; ich habe sie nicht tödten, sondern Dir und mir zur Freude und zum Trost sorgsam erziehen lassen!“ Griseldis war zu Muth wie an dem Tage, da sie den Grafen zum erstenmahl sah und er sie fragte, ob sie seine Gemahlin sein wolle. Sie wußte nicht ob sie wache oder träume, und es dauerte lange ehe sie sich zu fassen vermochte. Da umarmte sie erst herzinnig ihren lieben Gemahl, der sie niemals aufgehört hatte zu lieben, und dann ihre Kinder, um welche sie so bittre Schmerzen

getragen hatte. Dabei sprach sie kein Wort, sondern die hellen Thränen liefen ihr nur ohne Unterlaß über die Wangen.

Endlich rief sie aus mit gen Himmel gerichteten Augen: „Herr nun will ich in Freuden sterben, da ich meine geliebten Kinder wiedergesehen und erfahren, daß das Herz meines Gatten sich nimmer von mir abgewendet. Gepriesen sei die göttliche Gnade die mir diese herrlichen Güter bewahrt und erhalten und mir zur Freude meines Herzens wiedergegeben hat!" Indeß hatte der Graf Griseldens köstliche Kleider wieder herbeibringen lassen, und wiederum wie einst vor der Hütte ihres Vaters schlossen die Edelfrauen einen Kreis um Griseldis und legten ihr statt des Bauernkittels die prächtigen Gewänder an. Aller Anwesenden Herzen waren voll Freude und Jubels; der Graf aber nahm Griseldis Hand, und sprach laut vor der ganzen Versammlung: „Meine liebe, theure Griseldis, ich schwöre Dir vor Gott und allen Anwesenden, daß alles, was ich mit Dir vorgenommen nicht aus Uebermuth, und bösem Willen, sondern einzig darum in bester Meinung geschehen ist, daß alle Welt Deine englische Geduld und Deine hohen Tugenden erfahren solle, und daß Niemand zweifle, daß Du in diesem Lande nicht nur durch mich zur vornehmsten Frau erhoben, sondern auch durch Dich selbst die edelste von allen seist. Nun ist es geschehen und Deine Tugend hat sich glorreich bewährt. Niemand kann an Dir zweifeln, und ich selbst werde Dich fortan nie mehr auf die Probe stellen, sondern in treuer aufrichtiger Liebe bei Dir sein, bis der Tod uns trennet. Das Hochzeitfest ist aber einmal bereitet und so laß uns denn noch einmal vor Gottes heiligem Angesicht unser Gelübde der Liebe und Treue wiederholen." Darauf steckte er ihr den Trauring wieder an den Finger und versprach sich mit ihr aufs Neue. Der Priester segnete sie, und alle Anwesenden wünschten dem Paare Glück. Das Hochzeitfest ward mit lauter Freude begangen, noch freudiger als das erst

mal, denn Alle freuten sich, daß die von ihnen fast wie eine Heilige verehrte und geliebte Griseldis wieder zu Glück und Ehren gekommen war. Die aber den Grafen um seiner Härte willen abgeneigt gewesen waren, verziehen ihm, da sie sahen, daß Alles nur geschehen sei, um Griseldis und seine mit ihr erzeugten Kinder noch fester in Aller Anerkennung zu stellen. Keiner sollte vergessen sein, und so ließ der Markgraf auch den alten Janicula aus seiner Hütte holen, stellte ihn als seinen werthen Schwiegervater den Gästen vor, ließ ihn mit köstlichen Gewändern schmücken, und gab ihm Wohnung im Schlosse.

Janicula blieb bei seinen Kindern und Enkeln bis zu seinem Tode, und wurde von dem Grafen wie ein leiblicher Vater geehrt und gepflegt. Griseldis Tochter heirathete nachmals einen mächtigen Grafen, und nachdem Walther und Griseldis noch viele Jahre in trauter Einigkeit, süßer Liebe und hohen Ehren gelebt, hinterließ der Markgraf, dem sein treues Weib bald nachfolgte, die schöne Grafschaft und reiche Güter seinem Sohne.

Geschichte

von der

Ghismonda, Tochter des Fürsten zu Salerno,

heimlicher Liebe und traurigem Ende.

Tancred, der Fürst von Salerno, hatte ein einziges Kind, eine überaus schöne Tochter, welche er so zärtlich liebte, daß er sich auf keine Weise von ihr trennen wollte, und die er daher auch da noch nicht verheirathete, als sie schon mehre Jahre die Zeit der Mannbarkeit überschritten hatte. Endlich vermählte er sie zwar einem Sohne des Herzogs von Capua, aber nach einer kurzen fröhlichen Ehe, wurde sie Wittwe, und kehrte an den Hof ihres Vaters zurück. Ghismonda war nicht allein so schön als jemals ein Weib gewesen ist, sondern dabei noch jung, entschlossen und klüger, als einem Frauenzimmer wohl zuträglich sein mag. Als sie nun bei ihrem zärtlichen Vater in Ueberfluß und Bequemlichkeit ihrem hohen Range gemäß lebte, und inne wurde, daß der Vater vor großer Liebe sie nicht wieder zu verheirathen gedachte, obschon sich angesehene Fürsten und Herren um ihre Hand bemühten, so beschloß sie heimlich einem würdigen Geliebten, wenn sie einen solchen fände, sich zu ergeben. Indem sie nun die vielen adelichen und nicht adelichen Männer, die am Hofe ihres Vaters lebten, ihr Betragen und ihre Sitten beobachtete, gefiel ihr vor Allen ein junger Diener ihres Vaters, Namens Guiscardo, der zwar nur von niederer Abkunft, aber nach seinen Eigenschaften und feinen Sitten

mehr als alle Uebrigen adelich zu nennen war. In der Gemüthsstimmung, in welcher sich Ghismonda befand, faßte sie nun zu diesem Jünglinge eine leidenschaftliche Liebe, die um so mehr wuchs, je öfter sie ihn sah, und je mehr sie sein edles Wesen beobachtete. Niemand bemerkte diese Liebe, nur Guiscardo errieth das Herz der Fürstin, und wagte nun auch sie zum einzigen Gegenstande aller seiner Gedanken und Wünsche zu machen. Während nun Beide einander auf solche Weise heimlich liebten, und die junge Dame nach nichts so sehr als nach einer Zusammenkunft mit ihm verlangte, aber doch das Geheimniß ihrer Liebe Niemandem anvertrauen mochte, ersann sie eine List, um Guiscardo anzuzeigen, wie und wo er mit ihr zusammentreffen könne. Sie schrieb nämlich einen Brief an ihren Geliebten, welchen sie in die Höhlung eines Rohres verbarg, das sie dem Guiscardo scherzend mit den Worten übergab: „daraus magst du heute Abend deiner Magd ein Blaserohr zum Feueranzünden machen.“ Guiscardo nahm das Rohr, indem er wohl errieth, daß sie es ihm nicht ohne Absicht gäbe. Er eilte alsbald in seine Wohnung und untersuchte das Rohr. Als er nun ihren Brief gefunden und gelesen, auch die darin enthaltenen Vorschläge wohl in sich aufgenommen hatte, war er über Alles glücklich und begann sogleich ins Werk zu richten, was nöthig war, um auf die im Briefe angegebene Weise des folgenden Tages zu ihr zu gelangen.

Dicht bei dem fürstlichen Schlosse war schon vor undenklichen Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen worden, welche nur durch ein in den Felsen getriebenes Luftloch einiges Licht erhielt. Da man aber die Höhle vernachlässigt hatte, so waren Dornen und Gesträuche aufgeschossen und verbargen das Luftloch fast gänzlich. In diese Höhle nun gelangte man durch eine geheime Treppe aus einem der Zimmer, welche die Fürstin im Erdgeschoß des Pallastes bewohnte. Der Eingang zur Treppe war jedoch von einer starken Thür verschlossen; auch hatte diese Treppe

seit undenklichen Zeiten niemand betreten, so daß sie dem Gedächtnisse aller Schloßbewohner entschwunden war, und kaum einer sich erinnerte, daß sie noch vorhanden sei. Das Auge der Liebe findet aber auch das Verborgenste auf, und so hatte sich Ghismonda der Treppe gar wohl erinnert. Heimlich, damit Niemand Argwohn schöpfe, hatte sie Tage lang mit den Werkzeugen, deren sie habhaft werden konnte, allein sich abgemüht, die Thüre zu öffnen; war dann in die Höhle gegangen, hatte jenes Luftloch bemerkt und dem Guiscardo geschrieben, er möge durch dasselbe in die Höhle zu kommen suchen. Dabei hatte sie nicht vergessen zu bemerken, wie tief es ungefähr von der Oeffnung bis zu dem Boden sein möchte. Guiscardo stellte nun eilig einen Strick mit Knoten und Schleifen her, um an ihm herabzusteigen, zog auch einen ledernen Koller an, um vor den Dornen geschützt zu sein, und suchte dann in der nächsten Nacht heimlich jenes Luftloch auf. Nachdem er es gefunden, befestigte er das eine Ende des Strickes an einen nahestehenden Baumstamm, ließ sich in die Höhle hinab und erwartete die Geliebte. Ghismonda stellte sich am folgenden Tage, als ob sie unwohl wäre und schlafen wolle. Sie schickte ihre Gesellschafterinnen fort, verriegelte die Zimmerthür und eilte in die Höhle, in welcher ihr geliebter Guiscardo sie erwartete. Mit jugendlichem Entzücken sanken sich die Liebenden in die Arme nnd gingen dann in das Zimmer, wo sie den größten Theil des Tages unter Küssen, Plaudern und zärtlichen Umarmungen verbrachten.

Als sie darauf verabredet hatten, wie sie ihre Liebe fernerhin geheim halten wollten, kehrte Guiscardo in die Höhle zurück, und die junge Dame suchte, nachdem sie die Thür verschlossen hatte, ihre Gesellschafterinnen wieder auf. Guiscardo aber kletterte die folgende Nacht an seinem Stricke empor, kroch durch das Luftloch wieder hinaus und ging nach Hause. Noch oft kehrte Guiscardo auf dem einmal betretenen Wege zu seiner Geliebten

zurück. Endlich aber verwandelte das Schicksal, das den Liebenden so lange und so große Freuden nicht gönnte, durch ein trauriges Ereigniß ihre Glückseligkeit in Jammer und Elend.

Tancred pflegte zuweilen allein in das Zimmer seiner Tochter zu kommen, um über mancherlei mit ihr zu sprechen und dann wieder zu gehen. So kam er denn auch eines Tages nach Tische, als Ghismonda mit ihren Gesellschafterinnen im Garten verweilte, in ihr Zimmer, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte. Als der Fürst seine Tochter nicht fand, gedachte er sie ruhig zu erwarten, und da er sich müde fühlte, setzte er sich in eine Ecke zu Füßen von Ghismondas Bett und zog den Vorhang, der dasselbe umgab, über sich. Bald war er entschlummert. Indeß verließ Ghismonda, die zu ihrem Unglück eben an jenem Tage den Guiscardo zu sich beschieden hatte, ihre zwei Gesellschafterinnen, kehrte leise in ihr Zimmer zurück, verschloß es hinter sich, und öffnete, ohne zu bemerken daß Jemand da sei, dem Guiscardo, der sie bereits erwartete, die Thüre. Während Beide nun ihrer Gewohnheit nach mit einander kosten und scherzten, erwachte Tancred und sah und hörte, in welchem zärtlichen Verhältnisse Guiscardo und Ghismonda mit einander lebten. Tief ergrimmt, wollte er erst seinen Zorn sogleich gegen sie ausschütten, dann aber zog er es als ein alter und besonnener Mann vor, zu schweigen, und wo möglich verborgen zu bleiben, um später mit größerer Ueberlegung und geringerer Schande für sich selbst, das auszuführen, was zu thun ihm bereits dunkel vorschwebte. Die beiden Liebenden blieben nach gewohnter Weise lange Zeit bei einander, ohne Tancred zu bemerken. Endlich standen sie auf, Guiscardo kehrte in die Höhle zurück, und die Fürstin verließ das Zimmer. Darauf ließ sich Tancred, obgleich er schon alt war, aus einem Fenster des Zimmers in den Garten hinunter, und erreichte, ohne von Jemand beobachtet worden zu sein, mit Zorn und Kummer im Herzen, sein Zimmer. In der folgenden Nacht wurde Guiscardo

auf Befehl des Fürsten, als er um die Zeit des ersten Schlafes aus jenem Luftloche schlüpfen wollte, von zwei Reisigen gefangen und heimlich vor Tancred geführt. Als dieser ihn ansichtig wurde, sagte er ihm, fast bis zu Thränen erschüttert: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die Du mir, wie ich heute mit eignen Augen gesehen, in meinem heiligsten Eigenthume angethan hast.“ Guiscardo antwortete ihm auf diese Worte weiter nichts, als: „Liebe vermag um Vieles mehr, als Ihr und ich.“ Darauf befahl Tancred, das Guiscardo in aller Stille in einem benachbarten Zimmer bewacht werde; und ging selbst, nachdem er viel über sein Vorhaben nachgedacht hatte, am andern Tage in das Gemach seiner Tochter, die von dem, was indeß vorgefallen war, keine Ahnung hatte. Er ließ Ghismonda rufen, schloß sich mit ihr ein, und sagte dann unter Thränen: „Ghismonda, ich glaubte Deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß zu sein, daß ich Niemand, wer es auch gewesen wäre, geglaubt hätte, wenn er mir das berichtet hätte, was ich leider mit eigenen Augen habe sehen müssen. Niemals hätte ich geglaubt, daß Du daran nur denken könntest, Dich einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, zu ergeben, geschweige denn, daß Du fähig wärest, es wirklich zu thun. Daß es nun dennoch geschehen ist, wird mir den kurzen Rest von Leben, den mein Alter mich noch erwarten läßt, auf immer verbittern. Mußtest Du aber einmal zu solcher Sittenlosigkeit herabsinken, — wollte Gott Du hättest Dir doch wenigstens einen Geliebten erwählt, der durch Stand und Herkunft Deiner angemessen gewesen wäre. So aber hast Du Dir unter so Vielen, die an meinem Hofe leben, Guiscardo, einen Menschen vom niedrigsten Stande, der an unserm Hofe so zu sagen aus bloßem Erbarmen bis auf den heutigen Tag ernährt worden ist, erwählt, und mich dadurch in den tiefsten Kummer gestürzt, da ich nicht weiß, was ich nach dem was ge-

schehen mit Dir thun soll. Guiscardo habe ich diese Nacht, als er aus der Oeffnung der Höhle schlüpfte, festnehmen lassen, und halte ihn gefangen; mein Beschluß über ihn ist gefaßt. Was aber aus Dir werden soll, mag Gott wissen, denn ich weiß es nicht. Meine Liebe, die ich von jeher zärtlicher für Dich empfunden habe, als irgend ein Vater für seine Tochter, kämpft mit meinem gerechten Zorn über Deine verbrecherische Thorheit. Jene will, daß ich Dir vergebe, dieser aber nöthigt mich wider meine Natur, Dich hart zu züchtigen. Ehe ich mich jedoch entschließe, will ich hören, was Du selber über das Geschehene zu sagen hast.'' Nachdem Tancred diese Worte gesprochen, neigte er das Haupt, und weinte so heftig wie ein Kind nach harten Schlägen.

Ghismonda hatte bei den Reden ihres Vaters unbeschreiblichen Schmerz empfunden. Sie sah, daß nicht allein ihre geheime Liebe entdeckt, sondern auch ihr Guiscardo gefangen sei. Mehr als einmal war sie nahe daran gewesen, ihrem Schmerze nach Art der meisten Weiber in Thränen und lautem Wehklagen Luft zu machen; aber sie besiegte diese Schwäche, behielt die Züge ihres Gesichts mit wunderbarer Festigkeit in ihrer Gewalt, und nahm sich, in der Meinung, daß ihr Guiscardo bereits umgebracht sei, vor, lieber ihr Leben zu lassen, als die geringste Bitte für sich zu thun. Sie antwortete daher ihrem Vater nicht wie ein betrübtes, und eines Vergehens angeklagtes Weib, sondern fest und unbekümmert, mit trockenen Augen und sicheren, unveränderten Zügen: ,,Tancred, ich bin weder gesonnen zu läugnen, noch zu bitten; denn das eine würde mir nichts nützen, und das andere soll es nicht. Ich werde nichts thun, um Dich zum Mitleid gegen mich zu stimmen. Vielmehr bin ich entschlossen, zuerst die Wahrheit zu gestehen, und meine Ehre mit Gründen zu vertheidigen, dann aber durch Thaten zu zeigen, daß ich nicht als ein schwaches Weib mich übereilt, sondern was ich gethan,

aus voller Ueberzeugung vollzogen habe. Es ist wahr, daß ich Guiscardo geliebt habe, ihn noch liebe, und ihn, nicht nur so lange ich noch am Leben bleibe, was nicht lange währen wird, sondern auch nach dem Tode, wenn dieses möglich ist, zu lieben nie aufhören werde. Zu dieser Liebe hat mich nicht weibliche Schwäche, sondern Deine Saumseligkeit, mich zu verheirathen, und mehr noch als dieses die Vortrefflichkeit jenes Jünglings bewogen. Da Du selber, Tancred, von Fleisch und Blut bist, so mußtest Du wissen, daß auch Deine Tochter aus Fleisch und Blut und nicht aus Eisen oder Stein besteht; Du mußtest Dich erinnern, und mußt es noch heute thun, obwohl Du jetzt alt geworden bist, in welcher Art und mit welcher Kraft die Gesetze der Natur die Jugend bestürmen; und wenn Du gleich als Mann einen Theil Deiner besten Jahre in Waffenübungen verbracht hast, so konnte Dir doch nicht unbekannt sein, was Muße und Ueberfluß über Bejahrte, noch weit mehr aber über junge Leute vermögen. Ich habe dem Triebe meiner Jugend, den Verlockungen meines Standes nicht zu widerstehen vermocht; aber wahrlich, ich bot alle meine Kräfte auf, soweit ich es im Stande wäre, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich nöthigte, weder Dir noch mir Schande zu bereiten. Die Liebe lehrte mich so verborgene Wege finden, daß ich zum Ziele meiner Wünsche gelangte, ohne daß Jemand etwas davon gewahr geworden wäre. Dies Alles läugne ich Dir nicht, wer Dir auch jene Kunde hinterbracht hat, oder wie Du sonst das Geschehene erfahren hast. Uebrigens habe ich dem Guiscardo mich nicht, als ein sittenloses Weib, von ungefähr ergeben; nein, ich habe ihn nach sorgfältiger Ueberlegung vor vielen Andern erwählt, ihn mit umsichtiger Sorgfalt zu mir eingeführt, und, mit bedächtiger Ausdauer von beiden Seiten, mich lange der Erfüllung meiner Wünsche gefreut. Daß ich eben ihn und keinen Andern mir ausersehen, machst Du mir ch besonders zum Vorwurf, denn Du sagest,

ich hätte mich mit einem Menschen geringen Standes eingelassen, als ob Du mir nicht gezürnt haben würdest, wenn ich mir einen Edelmann zu gleichem Umgange gewählt hätte. Mit dieser Anklage, Tancred, triffst Du nicht mich, sondern allein das Schicksal, welches nur allzuoft die Unwürdigen erhebt und die Würdigsten in der Tiefe läßt. Bedenke, Tancred, wir Menschen bestehen Alle gleichermaßen aus demselben Stoffe, und Gott hat uns Allen von demselben Geiste gegeben. Nur die Tugend hat unter die gleichgebornen Menschen einen Unterschied gebracht. Die, welche die Tugend in höherem Grade übten, wurden Edle genannt, und so den Uebrigen vorgezogen. Allerdings haben später verkehrte Gebräuche dieses Grundgesetz verhüllt, aber es ist darum nicht aufgehoben. Allezeit wird derjenige unwiderlegbar seinen Adel beweisen, der tugendhaft handelt, und wer ihn dann anders nennt, der ladet auf sich selbst einen Makel, und nicht auf den, welchen er mit einem falschen Namen nennet. Sieh Dich unter allen Deinen Edelleuten um, prüfe ihre Eigenschaften, ihre Sitten, ihr Betragen, und stelle ihnen Guiscardo mit den seinigen gegenüber; willst Du dann leidenschaftslos richten, so mußt Du ihn hochadlich, Deine Edelleute alle aber gemein nennen. Was übrigens Guiscardos Tugend und seinen Werth betrifft, so habe ich mich in Hinsicht ihrer auf Niemandes Urtheil, als auf Deine Worte verlassen. Wer lobte ihn wohl je so lebhaft, als Du ihn wegen alles dessen gepriesen hast, was an einem wackern Manne des Lobes werth ist? Und wahrlich, Du thatest nicht unrecht daran, denn Du hast ihm keinen Lobspruch ertheilt, den er nicht durch die That viel herrlicher vor meinen Augen gerechtfertiget hätte, als Deine Reden es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich aber hierbei dennoch irgendwie getäuscht, so wärest Du es gewesen, der mich dazu veranlaßt hätte. Willst Du nun noch sagen, ich habe mich mit einem gemeinen Menschen eingelassen? Gewiß, Du sprächest die Unwahrheit,

widersprächest Dir selbst. Sagtest Du aber vielleicht: „mit einem armen Menschen,“ so könnte man Dir allerdings zu Deiner Unehre zugeben, daß Du einen trefflichen Mann in Deinen Diensten nicht besser gefördert hast; doch Armuth beraubt Niemand des Adels, sondern nur des Besitzes. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und Viele, die hinter dem Pfluge gehen, oder das Vieh hüten, waren und sind überreich. Darüber endlich: was Du mit mir machen sollest, brauchst Du keine Sorgen und Zweifel zu hegen. Bist Du in Deinem späten Alter gesonnen, zu thun, was Du in Deiner Jugend nicht pflegtest, willst Du hart und grausam verfahren, so übe an mir, als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn meine That ein Vergehen zu nennen ist, immerhin alle Deine Härte, denn ich bin entschlossen, mit keinem Worte Deine Milde in Anspruch zu nehmen. Ja, ich betheuere Dir, was Du an Guiscardo gethan hast oder thun wirst, das werde ich mit eigenen Händen an mir selbst vollziehn, wenn Du mir nicht zuvorkommst. Wohlan, Tancred, weine, wenn Du willst, gleich Weibern, und verschließe, wenn Du glaubst, daß wir es verdient haben, dem Mitleiden Dein Herz. Tödte uns mit Einem Schlage.“

Der Fürst erkannte in dieser Rede die Seelengröße seiner Tochter, glaubte aber dennoch, sie werde dasjenige nicht ausführen, was sie mit ihren letzten Worten angedeutet hatte. Er beschloß daher, zwar an ihr selbst keine Strafe und Rache zu vollziehen, wohl aber ihre glühende Liebe durch andere Schläge abzukühlen. Er befahl den beiden Wächtern Guiscardos, diesen in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen, und dasselbe ihm, dem Fürsten, zu bringen. Die Wächter thaten genau, wie ihnen befohlen war; der Fürst aber ließ sich am andern Tage eine große und schöne goldene Schale reichen, that in diese Guiscardos Herz, und schickte es seiner Tochter durch einen vertrauten Diener, dem er auf-

trug, wenn er die Schale übergäbe, zu sagen: „Das schickt Dir Dein Vater, um Dir an dem, was Du am meisten liebst, eben so viel Freude zu bereiten, als Du ihm an dem gewährt hast, was er am liebsten hatte.“

Ghismonda hatte sich indessen, gleich nachdem ihr Vater sie verlassen, unerschüttert in ihrem schrecklichen Vorsatze, giftige Wurzeln und Kräuter bringen lassen, diese abgekocht, und ein Wasser bereitet, das sie zur Hand haben wollte, sobald, was sie fürchtete, geschähe. Als nun der Diener mit dem Geschenke und den Worten des Fürsten erschien, nahm sie mit unverändertem Gesichte die Schale, deckte sie auf und wußte alsbald, als sie das Herz erblickte, es sei Guiscardos Herz. Deßhalb blickte sie zu dem Diener auf und sagte: „Wahrlich einem Herzen wie dieses ziemte kein geringeres Grab, als ein goldenes. Darin hat mein Vater verständig gehandelt.“ Und nach diesen Worten führte sie es zum Munde, küßte es und sagte: „Mein Vater hat mir von jeher und bis zu diesem letzten Augenblicke meines Lebens in allen Dingen die zärtlichste Liebe bewiesen, jetzt aber thut er es mehr als je zuvor. Bestelle ihm dafür den letzten Dank, den ich ihm jemals sagen werde.“

Hierauf wendete sie sich wieder zur Schale, die sie noch fest in den Händen hielt, blickte unverwandt das geliebte Herz an, und sprach: „O geliebtester Wohnort aller meiner Freuden, Fluch über die Grausamkeit dessen, der Schuld daran ist, daß ich Dich mit körperlichen Augen sehe. Genügte es mir doch, mit den Augen des Geistes Dich immerdar zu schauen. Dein Lauf ist nun vollendet; Du hast vollbracht, was das Schicksal Dir bestimmt hatte. Das Ziel das Du erreicht, ist das Ziel eines Jeden. Elend und Sorge dieser Welt hast Du überwunden, und Dein bitterster Feind selbst hat Dir ein Grab gegeben, wie es Deinem Werthe geziemt. Zu Deiner Bestattung fehlen nur noch die Thränen derjenigen, die Du im Leben so zärtlich geliebt hast.

Gott wollte sie Dir nicht entziehen und so gab Er selbst meinem grausamen Vater ein, Dich mir zu senden. So sollen Dir denn reichliche Thränen zu Theil werden, obschon es mein Vorsatz war, trocknen Auges zu sterben. Habe ich meine Thränen Dir geopfert, dann will ich eilig dafür sorgen, und Du selbst, Du selbst sollst mir beistehen, daß alsbald meine Seele mit derjenigen vereinigt werde, der Du selbst, liebes Herz, einst zum Wohnsitze gedient. Mit ihr will ich das unbekannte Land betreten; wo fänd ich einen liebern und sicherern Gefährten. O, meine Ahnung wird mich nicht täuschen, die Seele meines süßen Freundes weilt noch hier, schaut noch einmal auf diesen Schauplatz unserer Freuden. Sie erwartet meine Seele die mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ihr anhängt!" Nachdem sie also gesprochen, begann sie nicht nach Art der Frauen laut zu klagen, sondern über die Schale geneigt, bedeckte sie mit tausend Küssen das todte Herz, und aus ihren Augen ergoß sich ein solcher Strom von Thränen, daß es wunderbar zu sehen war, und nicht anders schien, als ob in ihrem Haupte ein Wasserquell wäre. Ihre Gesellschafterinnen, die um sie herstanden, begriffen weder, was das für ein Herz sei, noch, was die Worte der Dame zu bedeuten hätten. Aber alle weinten aus Mitleid mit, fragten sie theilnehmend aber vergebens nach der Ursache ihrer Thränen, und mühten sich vergebens sie zu trösten. Ghismonda aber richtete ihr Haupt, als sie genug geweint, wieder auf, trocknete die Augen und sagte: „O, vielgeliebtes Herz, nun sind alle meine Pflichten gegen Dich vollendet, und mir bleibt nichts weiter zu thun übrig, als daß meine Seele eile, um sich mit der Deinen zu verbinden." Und mit diesen Worten ließ sie sich die Flasche reichen, die das Wasser enthielt, das sie am Tage zuvor bereitet, schüttete es in die Schale, in der das von ihren vielen Thränen gebadete Herz lag, setzte die Schale ruhig und ohne ein Zeichen von Entsetzen an den Mund und trank sie völlig leer. Dann aber bestieg sie, die Schale

in der Hand, ihr Lager, nahm die anständigste Lage an, die sie ihrem Körper zu geben wußte, drückte das todte Herz des Geliebten an ihr noch lebendes, und erwartete so lautlos den Tod.

Ghismondas Gesellschafterinnen, ob sie gleich nicht wußten, was für ein Wasser Ghismonda getrunken, hatten indeß alles was sich zugetragen, an Tancred berichtet. Von dunkler Ahnung getrieben, eilte dieser in das Zimmer seiner Tochter und trat in dem Augenblicke ein, wo sie sich niedergelegt hatte. Nun es zu spät war, sprach er ihr mit süßen Worten Trost zu, und begann, als er erkannte, wie weit es mit ihr gekommen war, bitterlich zu weinen. Ghismonda aber sagte zu ihm: „Tancred, spare diese Thränen auf ein anderes Unglück, das Du nicht, wie dieses, selbst herbeigeführt hast, und verschwende sie nicht um mich, die ich ihrer nicht begehre. Du hast es selbst gewollt, warum weinest Du? Ist aber noch eine Spur der Liebe, die Du für mich empfandest, in Dir, so gewähre mir diese letzte Bitte. Du hast nicht geduldet daß ich in stiller Heimlichkeit mit Guiscardo lebte, — so gönne uns wenigstens im Tode Vereinigung vor aller Welt Augen. Wohin Du auch seinen Leib hast werfen lassen, — sorge, daß eben da auch mein Leichnam ruhe.“ Die Thränen gestatteten dem Fürsten nicht zu antworten. Ghismonda aber fühlte, daß ihr Ende gekommen sei, drückte noch einmal das todte Herz an die Brust und sagte: „Lebt mit Gott, ich scheide.“ Da umhüllten sich ihre Augen, ihre Sinne schwanden, und sie schied aus dieser Welt des Elends. Tancred bereute seine Grausamkeit zu spät mit vielen Thränen. Er ließ die beiden Leichname ehrenvoll in einem und demselben Grabmale bestatten.

Geschichte
von
Costanza und Martuccio
welche nach langen Leiden sich endlich glücklich wiederfinden.

In der Nähe von Sicilien liegt eine kleine Insel Namens Lipari. Hier lebte eine überaus schöne Jungfrau, Costanza genannt, die Tochter angesehener Eltern. In sie verliebte sich ein junger Mensch, Namens Martuccio Gomito, der von edler Bildung, ehrbaren Sitten und ausgezeichnet in seinem Gewerbe war; Costanza erwiderte diese Flamme, so daß ihr nicht wohl war, wenn sie ihn nicht sah. Martuccio wünschte nichts sehnlicher als sie zur Frau zu besitzen und ließ daher bei ihrem Vater um sie werben, erhielt aber die Antwort, er sei zu arm, um sie erlangen zu können. Der Jüngling, tief gekränkt, daß er wegen seiner Armuth verschmäht werde, schwur nun seinen Freunden und Angehörigen, er wolle nicht anders, denn reich nach Lipari zurückkehren. Hierauf verließ er die Insel, nahm als Seeräuber Dienste und kreuzte an der Küste der Barbarei indem er alle Schiffe beraubte, deren er Herr zu werden vermochte. Das Glück war ihm günstig, aber er wußte seinem Gewinn nicht bei Zeiten Maß und Ziel zu setzen. Er selbst, so wie seine Genossen begnügten sich nicht mit den bereits erbeuteten Schäzen, sondern wollten immer noch reicher werden und so kam es denn endlich, daß Martuccio von einigen saracenischen Schiffen nach langer Ver=

theidigung besiegt, gefangen und beraubt, der größte Theil seiner Gefährten aber von den Saracenen erschlagen wurde. Sein Schiff wurde versenkt, er selbst nach Tunis geführt, und hier in den Kerker geworfen, wo er seines Elends kein Ende sah.

Mehr als Ein Seefahrer brachte nach Lipari die Nachricht, daß Alle, welche mit Martuccio auf dem Schiffe gewesen wären, im Meere ihren Tod gefunden hätten. Auch die Jungfrau, welche schon über die Abreise des Martuccio ohne Maß betrübt war, hörte die Trauerbotschaft und daß er mit den Uebrigen untergegangen sei. Nachdem sie lange um ihn geweint, beschloß sie ihn nicht zu überleben. Sie vermochte es aber nicht über sich, sich selbst Gewalt anzuthun, und überlegte daher, wie sie auf irgend eine Weise ohne Hand an sich zu legen, ihren unvermeidlichen Tod herbei führen könne. In einer Nacht verließ sie still das Haus ihres Vaters, ging zu dem Hafen hinab, und fand, etwas von den übrigen Fahrzeugen entfernt, eine kleine Fischerbarke, welche, weil sie so eben erst von ihrem Besitzer verlassen worden war, noch mit Mast, Segel und Rudern ausgerüstet war. Ohne Zaudern sprang Costanza in die Barke und ruderte eine Strecke ins Meer hinaus, denn wie fast alle Frauen der Insel, war sie in Führung des Ruders nicht unerfahren. Als sie ein gutes Stück von der Küste entfernt war, zog sie das Segel auf, warf Ruder und Steuer weg und überließ sich dem Winde, indem sie meinte, die Barke ohne Ladung und Lenker werde nothwendig entweder vom Winde umgestürzt, oder an irgend einer Klippe zerschmettert werden, so daß sie, selbst wenn sie wollte, dem Tode nicht entrinnen könnte und durchaus untergehen müßte. Darauf hüllte sie ihr Haupt in einen Mantel und legte sich weinend auf den Boden der Barke nieder. Es ereignete sich aber ganz Anderes, als das unglückliche Mädchen erwartet hatte. Es wehte ein gelinder Nordwind, das Meer warf keine hohen Wellen und so segelte das Schiff nur leise schwankend ohne

Unfall die Nacht und den nächsten Tag über den weiten Ocean, weithin, wohl noch hundert Meilen über Tunis hinaus, nach einer Küste hin, welche nahe bei Susa sich ausdehnt. Die Jungfrau lag fast regungslos im Kahne, ganz in ihren Schmerz versunken, in den Tod ergeben, ohne auch nur einmal das Haupt zu erheben.

Die Barke stieß endlich an das Ufer und hier war zufällig eine arme Frau damit beschäftigt, die Netze ihrer Fischer von der Sonne weg zu nehmen; die Frau erblickte die Barke und wunderte sich, daß die Schiffer sie so mit vollem Segel gegen das Land stoßen ließen, und in der Meinung, die Fischer in dem Kahne möchten wohl schlafen, ging sie herzu. Hier fand sie nun Niemand, als die Jungfrau, welche entschlummert war und so fest schlief, daß die Frau mehrmals rufen mußte, ehe sie erwachte. An der Kleidung sah die Frau, daß die Jungfrau eine Christin sei, und daher redete sie dieselbe, welche endlich zur Besinnung gekommen war in lateinischer Sprache an und fragte sie, wie es käme, daß sie auf dieser Barke so allein hier anlande. Costanza, die lateinische Rede vernehmend, fürchtete schon, daß vielleicht der Wind sich gewendet und sie nach Lipari zurückgeführt haben möchte, sprang empor und schaute um sich. Da sie aber die Gegend nicht erkannte und sich doch auf festem Lande sah, fragte sie die Frau, wo sie sich befände. Diese nun antwortete ihr: „Meine Tochter, nahe bei Susa in der Barbarei bist du.“ Nun brach die Jungfrau in laute Klagen aus, darum, daß Gott ihr den Tod nicht gewährt habe. Sie fürchtete, ihre Ehre möchte irgend wie in Gefahr gerathen, und da sie nicht wußte, was sie nun beginnen solle, setzte sie sich neben ihre Barke nieder und begann sich in Thränen zu ergießen. Als die arme Frau dies sah, ergriff sie herzliches Mitleid mit der Weinenden. Sie tröstete die Jungfrau und bat sie so lange, bis sie ihr in ihre Hütte folgte. Hier bewog sie das immer noch weinende Mädchen endlich durch Lieb-

kosungen, daß sie ihr erzählte, wie sie hierher gekommen sei. Als nun die gute Alte vernahm, die Jungfrau sei noch nüchtern, so reichte sie ihr von ihrem harten Brote, einige Fische und Wasser, und nöthigte sie mit vielen Bitten Etwas zu essen. Durch Speise und Trank einigermaßen erkräftigt, erkundigte sich Costanza, wer die gute Frau sei, die sie so wohlwollend aufgenommen und wunderte sich, wie es komme, daß dieselbe der lateinischen Sprache mächtig sei. Die Frau erzählte nun, sie stamme aus Trapani, heiße Carapresa, und sei hier im Dienste bei christlichen Fischern. Als die Jungfrau Carapresa so reden hörte, fing sie an, obgleich sie noch immer sehr betrübt war, einigermaßen Muth zu schöpfen. Sie wußte nicht warum, aber der Name Carapresa, welcher etwa soviel wie „guter Fang" bedeutet, erschien ihr wie ein gutes Zeichen; sie begann einigermaßen Hoffnung zu schöpfen und konnte sich doch eigentlich keine Rechenschaft darüber geben, was ihr in ihrer betrübten Lage noch zu hoffen möglich wäre. Ohne zu sagen, wer sie wäre und woher sie komme, beschwor sie die gute Frau, Mitleid mit ihrer Jugend zu haben und ihr um Gotteswillen einen Rath zu geben, wie sie vermeiden könne, daß ihr nicht irgend etwas Schmachvolles begegne. Carapresa, Dies hörend, verließ Jene einige Augenblicke, raffte schnell ihre Netze zusammen und kehrte dann eilig zurück, hüllte die Jungfrau in ihren eigenen Mantel und führte sie nach Susa. Hier sagte sie ihr: „Costanza, ich will Dich jetzt zu einer vortrefflichen saracenischen Frau führen, die ich kenne, weil ich häufig kleine Dienste für sie verrichte und die eine bejahrte und sehr wohlwollende Person ist. Dieser werde ich Dich empfehlen und ich bin überzeugt, daß sie Dich gern aufnehmen und Dich wie eine Tochter halten wird. Du mußt Dich, während Du bei ihr bist, so viel Du kannst bemühen, durch Dienste ihre Gunst zu gewinnen, bis Gott Dir ein besseres Loos schickt." — Was Carapresa gesagt, führte sie sogleich aus. Die Dame, welche bereits bei

Jahren war, hörte sie an, schaute der Jungfrau ins Antlitz und fing an zu weinen; dann umarmte sie dieselbe, küßte sie auf die Stirn und führte sie bei der Hand in ihr Haus, in welchem sie mit etlichen andern Frauen, doch ohne irgend ein männliches Wesen, wohnte. Alle diese Frauen beschäftigten sich mit verschiedenen Handarbeiten aus Seide, Palmblättern und Leder. Bald hatte sich Costanza in diese Art von Arbeit gefunden und stand nun ihrer Wohlthäterin nach Kräften bei. Sie war geschickt und fleißig und gelangte daher bald zu solcher Gunst und Liebe bei der alten Frau und ihren Genossinnen, daß es fast wunderbar war, und in kurzer Zeit hatte sie sich auch die Sprache des Landes zu eigen gemacht.

Während nun die Jungfrau auf diese Weise in Susa verweilte und in ihrer Heimath als todt betrauert wurde, geschah es, daß, zur Zeit als Mulei Abdallah König in Tunis war, ein junger Mann von hoher Familie und großem Ansehen zu Granada Ansprüche auf das Königreich Tunis erhob, und nachdem er ein großes Heer geworben, in das Land fiel, um den König von Tunis zu verjagen. Von diesen Vorfällen hörte in seinem Gefängniß Martuccio Gomito, der das Barbareskische gar wohl verstand. Er hörte auch, daß der König nicht ohne Sorge um den Ausgang sei und große Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung treffe, und sagte zu einem der Wächter der Gefängnisse: „Wenn ich den König sprechen könnte, so glaube ich, ihm einen Rath geben zu können, der ihm den Sieg in diesem Kampfe sichern würde?“

Der Wächter theilte diese Rede seinem Herrn mit, der sie alsbald dem Könige hinterbrachte. Nun befahl der König, den Martuccio vor ihn zu führen, und fragte ihn, welchen Rath er ihm zu geben vermöge. Martuccio aber antwortete: „Wenn ich, o Herr, früher, ehe ich hierher in Euer Land kam, Eure Art zu kämpfen richtig beobachtet habe, so scheint mir, daß ihr Euch

vorzugsweise der Bogenschützen bedient. Wenn man daher ein Mittel finden könnte, daß es den Schützen Eures Gegners an Geschossen fehlte, während die Eurigen Ueberfluß an denselben hätten, so meine ich, daß ihr in dem Kampfe siegen müßtet.'' Hierauf entgegnete der König: „Ohne Zweifel glaube ich, wenn Dies geschehen könnte, Sieger zu bleiben.'' „Dies aber, o Herr, sagte nun Martuccio, läßt sich machen, wenn ihr wollt, und vernehmet, wie! Laßt an die Bogen Eurer Schützen dünnere Sehnen befestigen, als diejenigen sind, deren man sich gewöhnlich bedient, und paßt ihnen Pfeile an, deren Kämme so eng sind, daß sie nur für diese dünnen Sehnen brauchbar sind. Dies aber muß so heimlich geschehen, daß Euer Gegner es nicht erfährt, weil er sonst ein Gegenmittel finden würde. Die Ursache, weßhalb ich Euch diesen Rath gebe, ist folgende: Wenn die Schützen Eures Gegners ihre Geschoße versendet haben werden und die Euren die ihrigen, so werden, bei fortdauerndem Kampf, wie Dieses stets zu geschehen pflegt, die Feinde Eure Pfeile aufsammeln müssen, wie die unsrigen die feindlichen Pfeile. Dann aber wird der Feind von unsern Geschossen keinen Gebrauch machen können, weil die engen Kämme für die starken Sehnen nicht passen werden, während Eure Schützen der feindlichen Pfeile sehr wohl sich bedienen können, denn die dünne Sehne nimmt den Pfeil mit weitem Kamme ganz wohl auf. Die Unsern werden folglich an Geschossen Ueberfluß haben, während der Feind Mangel an ihnen leidet.''

Der König war ein verständiger Mann und sah daher den klugen Rath des Martuccio wohl ein. Er befolgte denselben und gewann die Schlacht. Martuccio aber ward nicht nur frei, sondern erfreute sich fortan der Gunst des Königes so, daß er zu Macht, Ansehn und Reichthum gelangte.

Im ganzen Lande sprach man von diesen Ereignissen und so erfuhr sie auch Costanza. Sie erfuhr damit zugleich, daß ihr

Martuccio Gomito, den sie so lange als todt beweint hatte, noch lebe. Die Liebe in ihrem Herzen flammte von Neuem hoch auf und die erstorbene Hoffnung gewann neues Leben. Sie eröffnete nun der Dame, bei der sie wohnte, ihr ganzes Geschick und sagte ihr, wie sie nach Tunis gehen wolle, um sich mit ihren Augen von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ihr Ohr so freudig überrascht und die lebhafteste Sehnsucht in ihr rege gemacht hatte. Die edle Frau lobte ihren Entschluß, und, als wäre sie ihre Mutter, bestieg sie eine Barke mit ihr und reiste mit ihr nach Tunis, wo sie mit Costanza bei einer Verwandtin gastliche und ehrenvolle Aufnahme fand. Carapresa, welche sie begleitet hatte, wurde nun ausgeschikt, um zu erkunden, was sie von Martuccio hören könne. Sie vernahm, wie er groß und reich geworden, und brachte diese Kunde zurück. Die edle Frau ließ es sich nun nicht nehmen, diejenige zu sein, welche dem Martuccio hinterbrächte, daß seine Costanza um seinetwillen hierher gekommen sei, und so begab sie sich zu ihm und sprach: „Martuccio, in meinem Hause ist einer Deiner Diener aus Lipari angelangt, und möchte Dich gern insgeheim sprechen; und um mich nicht Andern anvertrauen zu müssen, komme ich selbst, Dir Dieses zu melden.“

Martuccio dankte und begleitete sie nach ihrer Wohnung. Als nun Costanza den Geliebten erblickte, war sie nahe daran, vor Entzücken zu sterben; sie konnte sich nicht halten, und mit offenen Armen ihm an den Hals stürzend umschlang sie ihn, während sie vor Freude des Wiedersehens und vor Wehmuth über die vergangenen Leiden weinte und schluchzte. Martuccio sah die Jungfrau und stand einen Augenblick in freudigem Erstaunen; dann sagte er seufzend: „O meine Costanza, Du lebst? Vor langer Zeit schon hörte ich, Du seist verloren, und in unsrer Heimath wußte man nichts von Dir.“ Und nachdem er Dies gesagt, umarmte er sie innig, weinte und küßte sie.

Nachdem Costanza ihrem Geliebten alle ihre Abenteuer erzählt und beide sich des Wiedersehens gefreut hatten, ging Martuccio zu dem Könige und erzählte ihm seine und Costanzas Schicksale, bat ihn auch um die Erlaubniß, sie nach dem Gesetze seiner Religion ehelichen zu dürfen. Der König entließ ihn mit reichen Geschenken, welche Martuccio mit der guten Frau theilte, seine Geliebte so freundlich beherbergt hatte. Hierauf ging das glückliche Paar, begleitet von Carapresa, zu Schiff nach Lipari, wo sie mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden. Martuccio gab ein prachtvolles Hochzeitfest und lebte mit seiner Costanza noch lange in friedlicher Ruhe und herzlicher Liebe.

Geschichte

von der

Dame von Roussillon,

welche ihres Geliebten Herz zu essen erhält und sich den Tod gibt.

Einst lebten in der Provence zwei edle Ritter, welche beide große Güter besaßen und über viele Leute zu gebieten hatten. Der eine hieß Herr Wilhelm von Roussillon, der andere Herr Wilhelm von Cabestaing. Beide verstanden mit Geschick und Tapferkeit die Waffen zu führen und so kam es denn, daß sie einander gegenseitig gewogen waren, miteinander zu jedem Turniere, Lanzenrennen, oder sonstigem Waffenspiele zogen und dabei stets gleiche Rüstung trugen. Obgleich nun Jeder von ihnen beiden ein eigenes Schloß bewohnte, und ihre Schlösser wohl zehn Meilen aus einander lagen, so waren sie doch viel auch auf ihren Schlössern zusammen. Herr Wilhelm von Cabestaing

faßte, ohne seine Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Herrn Wilhelm von Roussillon zu berücksichtigen, eine heftige Liebe zu der schönen und liebenswürdigen Gemahlin desselben. Auch wußte er diese Liebe in seinem Betragen auf mancherlei Weise der Dame an den Tag zu legen, so, daß diese seine Gefühle errieth. Da sie nun wußte, welch ein wackerer Ritter er wäre, so fand sie auch an ihm Gefallen, ja faßte endlich solch eine Liebe zu ihm, daß sie ihn über Alles begehrte und hochhielt und nur darauf wartete, daß er seine Gefühle gegen sie ausspräche. Hierzu hatte der Ritter bald Gelegenheit gefunden, und von nun an kamen sie in großer gegenseitiger Liebe öfter zusammen. Weil sie aber nicht mit hinlänglicher Vorsicht verfuhren, wurde Herr von Roussillon ihr Einverständniß gewahr und gerieth darüber in solchen Zorn, daß sich seine frühere Freundschaft zu Cabestaing in tödtlichen Haß verkehrte. Er wußte seinen Groll besser zu verhehlen, als das liebende Paar seine Liebe, und beschloß, seinen Waffengefährten umzubringen.

Um diese Zeit wurde in Frankreich ein großes Turnier angesagt. Roussillon gab dem Cabestaing sogleich Nachricht davon und forderte ihn auf, wenn es ihm genehm wäre, zu ihm zu kommen, damit sie sich gemeinschaftlich berathen könnten, ob und wie sie jenes Turnier besuchen wollten. Cabestaing antwortete voller Freude, er werde den folgenden Tag zum Abendessen kommen. Roussillon aber meinte, nun sei die rechte Zeit gekommen, wo er seine Rache ausüben könne. Er legte daher des andern Tages seine Waffen an und ritt mit einigen seiner Diener etwa eine Meile weit von seiner Burg, wo er sich an einer Stelle, an der Cabestaing vorüber mußte, im Gebüsche verbarg. Er hatte schon eine lange Weile gewartet, als er Cabestaing, der sich von ihm nichts Arges versah, ungeharnischt mit zwei gleichfalls ungeharnischten Dienern des Weges kommen sah. Kaum war Cabestaing an der Stelle, wo sich

Roussillon befand, als dieser meuchlings und wüthend unter dem Rufe: „Du bist des Todes!“ mit vorgestreckter Lanze ihn anfiel, und sogleich seine Brust durchbohrte. So fiel Cabestaing ohne das Schwert zu seiner Vertheidigung gezogen zu haben und starb nach wenigen Augenblicken, ohne daß er im Stande gewesen wäre, nur noch ein Wort vorzubringen. Seine Begleiter waren, bevor sie noch erkannt, von wem sie angefallen wurden, eiligst nach der Burg ihres Herrn entflohen. Roussillon aber stieg vom Pferde, öffnete dem Cabestaing mit einem Messer die Brust, und riß ihm mit eignen Händen das Herz heraus. Er wickelte es in ein Lanzenfähnchen und ließ es sich von einem der Diener nachtragen. Hierauf ritt er, da bereits die Nacht einbrach, nach seiner Burg zurück und schärfte unterweges seinen Dienern ein, daß keiner wagen solle, ein Wort von dem, was vorgefallen, zu sagen.

Sehnsüchtig hatte die Dame auf Cabestaing gewartet, denn sie hatte gehört, daß er zum Abendessen erscheinen wollte. Als nun ihr Gemahl allein heimkehrte, wunderte sie sich und sagte zu ihm: „Wie kommt es, Herr, daß Cabestaing noch nicht hier ist?“ Der Ritter erwiderte: „Frau, er hat mich wissen lassen, daß er vor Morgen nicht kommen kann!“ Ueber diese Worte wurde die Dame verstimmt. Indessen hatte Roussillon, als er kaum vom Pferde gestiegen war, den Koch rufen lassen, und sagte nun zu ihm: „Nimm dies Eberherz, und bereite es zum besten und wohlschmeckendsten Gericht, das Du kennst, und lasse es dann in einer silbernen Schale auftragen.“ Der Koch nahm das Herz, zerhackte es und bereitete es mit vielem köstlichen Gewürze zu einer überaus wohlschmeckenden Speise. Als es Zeit war, setzte sich Herr von Roussillon mit seiner Gemahlin zu Tische. Die Speisen wurden aufgetragen; das Verbrechen aber, das der Ritter zu begehen vorhatte, beschäftigte so sehr seine Gedanken, daß er nur wenig aß. Endlich schickte der

Koch die Speise in der silbernen Schüssel. Herr von Roussillon ließ die Speise vor die Dame setzen und empfahl sie ihr als vorzüglich. Er selbst, sagte er, habe diesen Abend keine Eßlust. Die Dame, der es nicht an Eßlust fehlte, kostete das Gericht und verzehrte es, da sie es wohlschmeckend fand, völlig. Als der Ritter sah, seine Gemahlin habe die Schüssel geleert, sagte er: „Frau, was haltet ihr von der Speise?“ „Beim Himmel, Herr,“ erwiderte die Dame, „sie hat mir gut geschmeckt.“ „Das glaube ich Euch,“ sagte der Ritter, „so wahr mir Gott helfe, und finde es ganz natürlich, daß dasjenige, was lebend vor allem Andern Eure Lust war, auch nun, da es todt ist, Euch zur Lust gereicht!“ Die Dame überlegte diese Worte einen Augenblick, dann aber fragte sie: „Was war es, das Ihr mir zu essen gegeben.“ „Bei Gott,“ entgegnete der Ritter, „was Ihr gegessen, war das Herz des Herrn Wilhelm von Cabestaing, welches Ihr als ein treuloses Weib geliebt habt. Zweifelt nicht, es war sein Herz; denn ich habe es ihm selbst mit diesen meinen Händen aus dem Leibe gerissen.“

Die Dame erstarrte vor Schmerz über den grausamen Tod des Mannes, den sie über Alles liebte, vor Grauen, daß sie sein Herz gegessen. Nachdem sie sich aber einigermaßen gesammelt, sagte sie: „Ihr habt ehrlos und schändlich gehandelt; denn, wenn ich, ohne von Cabestaing gezwungen zu sein, ihn zum Gebieter über meine Neigungen erwählt, und dadurch Eure Ehre verletzt hatte, so durfte nur mich, nicht ihn Strafe treffen. Nun aber da ich eine so edle Speise genossen, wie das Herz des Herrn Wilhelm von Cabestaing, den an Tapferkeit und an adligen Sitten kein andrer Ritter übertraf, so möge es Gott verhüten, daß jemals noch eine andere Speise über meine Lippen gehe.“ Mit diesen Worten stand sie auf, und stürzte sich, ohne einen Augenblick zu zögern, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenster. Das Fenster war hoch über dem

Boden, und daher blieb die Dame von dem Sturze nicht allein auf der Stelle todt, sondern ihr Körper war auch fast gänzlich zerschmettert. Herr Wilhelm von Roussillon, erschüttert von diesem Anblick, sah nun wohl ein, daß er in seinem Zorn zu weit gegangen sei und Uebles gethan habe. Er fürchtete die Rache des Volks und des Grafen von Provence, ließ daher die Pferde satteln und entfloh.

Schon am nächsten Tage wurde bekannt; was geschehen war. Die Leute vom Schlosse des Herrn Wilhelm von Cabestaing und die von dem Schloße der Dame hoben unter unzähligen Thränen und Wehklagen die beiden Leichen auf, und bestatteten sie in der Burgcapelle der Dame in eine gemeinschaftliche Gruft.

Verse über der Gruft nannten die Namen der hier Begrabenen, so wie Art und Ursache ihres betrübten Endes.

Geschichte

von

Girolamo und Salvestra,

welche im Leben geschieden durch Liebe im Tode vereinigt wurden.

In Florenz lebte einst ein reicher Kaufmann, Namens Leonardo Sighieri, der bei seinem Tode einen noch unmündigen Sohn, Girolamo oder Hieronymus genannt, hinterließ. Die Vormünder des Knaben verwalteten gemeinschaftlich mit dessen Mutter seine Vermögensangelegenheiten treu und redlich und sorgten für seine Erziehung. Girolamo ging, wie Kinder pflegen, mit den Kindern der Nachbarn viel um, wurde aber

mit keinem so innig vertraut, als mit der Tochter eines Schneiders, welche mit ihm von gleichem Alter war. Aus der kindlichen Freundschaft erwuchs, als die jungen Leute älter wurden, eine so zärtliche Liebe, daß Girolamo sich nicht wohl und glücklich fühlte, als wenn er mit dem Mädchen zusammen war, das ihrerseits seine herzliche Zuneigung in gleichem Maaße erwiderte. Der Mutter des Knaben gefiel diese Zuneigung keineswegs und Girolamo hatte deßwegen von ihr häufig eine harte Behandlung zu erdulden. Alle Reden und Strafen der Mutter fruchteten indeß nichts und so wendete sich diese denn endlich an die Vormünder ihres Sohnes. Ihr und ihres Sohnes großer Reichthum hatte sie zu der thörichten Meinung verführt, daß sie mit demselben Alles, und, wie das Sprichwort sagt, wohl auch einen Mohren weiß zu waschen vermöge. Sie schlug den Vormündern vor, ihren Sohn auf einige Zeit in eine ferne Gegend zu schicken, wo er seine thörichte Liebe wohl vergessen werde. Die Vormünder gingen auf den Vorschlag der Mutter ein, und ließen den Knaben zu sich rufen. Einer unter ihnen redete ihn mit freundlichen Worten an: „Mein Sohn, Du kommst nun allmählig in die Jahre, in welchen es sich für Dich geziemet, daß Du in Deinen Angelegenheiten selbst nach dem Rechten sehen lernest. Daher würde es für Dich vortheilhaft und uns angenehm sein, wenn Du einige Zeit in Paris verweiltest, wo die Handlung, welche Dir Dein Vater hinterlassen hat und welche Du selbst später übernehmen sollst, ausgedehnte Geschäftsverbindungen hat. In Paris, dieser großen und weltberühmten Stadt, wirst Du auch mehr als hier Gelegenheit finden Dich auszubilden, namentlich, was einem jungen Menschen überaus wohlansteht und ihm zur besten Empfehlung dient, Dir gute Sitten und ein feines Betragen anzueignen. Du findest dort in Menge große Herren, Barone und Edelleute, welche Du Dir hierin zum Muster nehmen

kannst. Wenn Du Dich auf diese Weise zu Deinem Vortheil ausgebildet hast, so kannst Du hierher in Deine Vaterstadt zurückkehren.“ Der Knabe hatte der Rede aufmerksam zugehört, antwortete aber mit kurzen Worten, daß er von alle dem nichts thun wolle, denn er denke so gut wie ein Andrer ruhig in Florenz bleiben zu können. Obgleich nun die wohlwollenden Männer Alles anwendeten Girolamo zu einer andern Ansicht zu bestimmen, so gelang es ihnen doch nicht ihre Absicht zu erreichen, und sie sahen sich daher genöthigt seine Mutter von der entschiedenen Abneigung des Knaben zu unterrichten.

Die Mutter machte ihm nun, weniger wegen seiner Abneigung nach Paris zu gehen, als wegen seiner Liebe zu dem armen Mädchen, heftige Vorwürfe. Dann aber versuchte sie, ihn durch freundliche Reden umzustimmen, und drang mit schmeichelnden und zärtlichen Worten in ihn, er möge doch aus Liebe zu ihr, seiner Mutter, den Vormündern gehorchen. Auf diese Weise brachte sie es endlich dahin, daß er sich bereit erklärte, Ein Jahr, aber nicht länger, in Paris sich aufhalten zu wollen. Ohne seine heftige Liebe zu Salvestra aufzugeben, reiste also Girolamo nach Paris und hier wußte man ihn so lange von Tag zu Tag hinzuhalten, daß zwei Jahre vergingen, ehe er nach Florenz zurückkehrte. Die Liebe in seinem Herzen war nicht erloschen, vielmehr war sie glühender als je zuvor. Als er sich aber nach seiner Salvestra erkundigte, erfuhr er, daß sie an einen Bürger, einen Zeltmacher, verheirathet wäre. Er grämte sich tief, und konnte, obschon er einsah, daß für ihn jede Hoffnung auf den Besitz der Geliebten verloren wäre, doch seine Liebe nicht aufgeben. Wie verliebte Jünglinge pflegen, ging er nun häufig vor ihrem Hause vorüber, in dem festen Vertrauen, sie werde auch noch eben so sehr an ihm, wie er an ihr hangen. Hierin aber irrte er sich. Salvestra war in ihren neuen Verhältnissen dem einst so heiß von ihr ge-

liebten Jünglinge völlig fremd geworden, wenigstens drückte sich dieses in ihrem Benehmen gegen ihn aus. Girolamo merkte dieß wohl und sein Kummer wurde nur noch heftiger. So schwach war sein Herz, daß er es nicht aufgab Alles zu thun um die Neigung Salvestras sich wieder zu erwerben.

All seine Mühe war umsonst und nun faßte der Unglückliche den unklugen Entschluß, wenigstens noch einmal, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, mit der Geliebten zu sprechen. Er erkundigte sich daher bei einem Nachbar genau nach der inneren Einrichtung des Hauses, in welchem Salvestra wohnte und als es Abend geworden war, Salvestra aber mit ihren Manne ausgegangen war um Freunde zu besuchen, schlich er sich in das Haus. Unbemerkt kam er bis an das Schlafzimmer der Eheleute und versteckte sich hier hinter einigen Stücken Zeltleinewand, welche ausgebreitet dalagen. Hier harrte Girolamo bis Salvestra und ihr Mann nach Hause zurückgekehrt, zur Ruhe gegangen und, wie er vermuthen konnte, eingeschlafen waren. Dann schlich er sich zu Salvestras Bett, legte die Hand auf ihre Brust und fragte leise: „Geliebtes Herz, schläfst Du schon?“ Salvestra wachte auf, erschrak heftig und wollte nach Hilfe rufen. Er aber sagte eilig: „Rufe nicht, um Gottes willen, ich bin ja Dein Girolamo!“ Da erwiderte die Frau unter heftigem Zittern: „Um des Himmels willen, Girolamo, gehe wieder fort. Die Zeit ist vorbei, wo wir als Kinder uns lieben durften! Du weißt, daß ich verheirathet bin, und da wäre es schändlich und sittenlos, wenn ich noch einem Andern mein Herz zuwenden wollte als meinem Manne. Darum bitte ich Dich um der göttlichen Barmherzigkeit willen, daß Du fortgehest. Bedenke welch ein Unglück entstehen könnte, wenn mein Mann Dich hörte, und das Geringste wäre, daß mein Ruhe, mein häuslicher Frieden auf immer verloren wäre. Jetzt bin ich glücklich; ich achte und liebe meinen Mann um der

Liebe und Sorgfalt willen, welche er gegen mich hegt. Zerstöre nicht mein Glück, sondern gehe!“

Vergebens erinnerte sie Girolamo an ihre frühere Liebe, vergebens flehte und beschwor er sie; Salvestra wankte nicht in ihrer ehelichen Treue und Girolamo sah endlich ein, daß er sie zu nichts würde bewegen können. Da schilderte er ihr denn endlich, wie heiß und treu er sie geliebt habe, und wie er nun nichts mehr begehre als den Tod für seine große und unwandelbare Liebe. So möge sie ihm nur dieß Eine gestatten, daß sie ihn auf wenige Augenblicke vergönne an ihrer Seite zu ruhen, denn er sei vor Kälte so erstarrt, daß er nicht vormöge von hinnen zu gehen. Zugleich schwur er ihr hoch und theuer, er wolle kein Wort zu ihr reden noch sie berühren, und wolle alsbald wieder gehen, wenn die Wärme neues Leben in seinen erstarrten Gliedern erweckt haben würde. Salvestra hegte mit dem einst so heiß von ihr geliebten Jünglinge doch einiges Mitleid und so gewährte sie seine Bitte unter den von ihm selbst ausgesprochenen Bedingungen.

Girolamo legte sich also neben seine geliebte Salvestra, aber er berührte sie nicht und redete auch kein Wort weiter. Er dachte still an seine unendliche Liebe, an Salvestras Grausamkeit, an die Vernichtung aller seiner Hoffnungen und beschloß endlich nicht länger leben zu wollen. Des Menschen Wille ist wunderbar mächtig; Girolamo hielt seine Lebensgeister auf, preßte die Hände zusammen und verschied lautlos an Salvestras Seite.

Die Jungfrau wunderte sich im Stillen, daß Girolamo so regungslos dalag, aber bald erwachte in ihr die Sorge, ihr Mann könne erwachen und so redete sie Jenen an: „Nun Girolamo, warum erhebst Du Dich noch nicht und gehest!“ Aber Girolamo antwortete nicht. Sie meinte er sei eingeschlafen, streckte die Hand nach ihm aus und stieß ihn an, damit er aufwache; aber sie fühlte, daß er kalt wie Eis sei. Sie glaubte

sich getäuscht zu haben, berührte ihn nochmals und nochmals, und gelangte endlich zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß er todt sei. Angst und Entsetzen bemächtigten sich ihrer. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Sie mußte ihren Mann von dem Vorfall unterrichten, aber wie konnte sie es ohne einen sie entehrenden Verdacht in ihm zu erregen. Nach langer Ueberlegung hatte sie endlich einen Entschluß gefaßt. Sie weckte ihren Mann und erzählte ihm den ganzen Vorfall, aber so, als wenn er nicht ihr, sondern einer Andern begegnet sei. Endlich aber fragte sie ihn, was er thun würde, wenn sich bei ihnen etwas Aehnliches ereignet hätte. Der Mann meinte, in einem solchen Falle müsse man den todten Körper in der Stille bis zu seiner Wohnung schaffen und ihn dort niederlegen, ohne weiter gegen die Frau, welche seiner Ueberzeugung nach keinen Fehler begangen habe, Groll zu hegen. „Nun,“ erwiderte hierauf Salvestra, „so laß uns thun, wie du gesagt hast;“ und damit nahm sie seine Hand und legte sie auf den Leichnam des Jünglings. Erschrocken sprang den Mann auf, machte schnell Licht, überzeugte sich nochmals von dem Tode des Jünglings und ohne noch weiter seiner Frau Vorwürfe zu machen, hüllte er die Leiche ein, lud sie auf seine Schultern und trug sie bis vor das Haus, in welchem Girolamo gewohnt hatte. Hier legte er sie an der Thüre nieder und kehrte nach Hause zurück.

Als es Morgen geworden war, fand man den Leichnam, den man alsbald als Girolamo erkannte. Man brachte ihn in das Haus, wo sich ein großes Wehklagen, besonders von Seiten der unglücklichen Mutter erhob. Man glaubte zuerst der Jüngling sei ermordet worden. Nachdem man aber den Körper sorgfältig untersucht und nirgends eine Wunde oder eine Pressung entdeckt hatte, so erklärten die herbeigerufenen Aerzte, kein Mensch, sondern der Gram müßte ihn getödtet haben. So war es auch wirklich. Der Sitte des Landes und dem Reichthume

des Verstorbenen gemäß wurde der Leichnam in eine Kirche gebracht, und hier öffentlich ausgestellt. An dem Sarge saßen die Mutter und andere dem theuren Jünglinge verwandte Frauen und beklagten mit heißen Thränen seinen frühzeitigen Verlust.

Während Dieses geschah, sagte der Mann, in dessen Hause Girolamo gestorben war, zu seiner Frau: „Komm, Salvestra, lege Deinen Mantel um; wir wollen nach der Kirche gehen, in welche sie Girolamo getragen haben. Begib Du Dich unter die Frauen und höre, was von ihnen über den Vorfall gesprochen wird. Ich will mich dagegen unter die Männer mischen. Wir müssen doch erfahren, ob etwa über uns ein Gerede unter den Leuten geht."

Dieser Vorschlag gefiel Salvestra, denn das unglückliche Ende Girolamos, welches offenbar nur durch die Heftigkeit seiner Liebe zu ihr herbeigeführt worden war, hatte die mit Gewalt und durch das Pflichtgefühl in ihr unterdrückte Neigung mächtig wieder in ihrem Herzen hervorgerufen. Sie sehnte sich noch einmal den Leichnam des geliebten Jünglings zu sehen. Die Gewalt der Liebe ist wunderbar und geheimnißvoll; das Herz Salvestras, welches das Glück Girolamos nicht zu öffnen vermocht hatte, war von dessen Unglück gerührt und gebrochen worden. Als nun das bleiche Antlitz des geliebten Freundes vor ihr dalag, da schlugen die Flammen der Liebe in dem Herzen Salvestras wieder hellodernd empor. Sie verhüllte sich ganz in ihren Mantel, damit man ihre hervorstürzenden Thränen nicht gewahre und drängte sich durch die umstehenden Leute, bis sie dicht vor der Leiche stand. Mit einem lauten Schrei fiel sie nieder auf das Gesicht des todten Jünglings. Aber keine Thräne aus ihrem Auge benetzte das Antlitz ihres Freundes, denn kaum hatte sie dasselbe berührt, so endete derselbe Schmerz auch ihr Leben, welcher vorher Girolamo getödtet

hatte. Die Frauen, welche die Leiche des Jünglings zunächst umgaben, hatten Salvestra nicht erkannt, ahnten auch nicht, daß ihr Leben bereits entflohen sei. Sie sprachen ihr Trost zu und ermahnten sie, aufzustehen. Als sie aber nicht Folge leistete, wollten sie dieselbe emporheben. Sie fühlten nun, daß sie regungslos sei, erkannten, daß sie Salestra und daß sie tod sei. Da erhob sich neues verdoppeltes Wehklagen und Jammern unter allen den gegenwärtigen Frauen. Bald ward dadurch die Nachricht von dem neuen Unfall vor das Thor der Kirche gebracht, wo die Männer versammelt waren und wo sie auch Salvestras Mann erfuhr. Dieser weinte heftig und lange und hörte auf keinen Zuspruch und Trost. Hierauf aber erzählte er unverholen, was sich die vorhergehende Nacht in seinem Hause begeben habe. Die allgemeine Theilnahme und Klage wurde dadurch nur noch erhöht.

Salvestras Leichnam ward geschmückt wie man die Todten zu schmücken pflegt und dann neben den Jüngling auf dasselbe Lager mit ihm gelegt. So standen die Leichen noch mehre Tage in jener Kirche, dann aber wurden sie zusammen in demselben Begräbnisse beigesetzt. Die im Leben die Liebe nicht vereinigt hatte, verband der Tod mit unauflöslichen Banden.

Geschichte
von der
Lisabetta,
welche durch einen Traum von der Ermordung des Geliebten unterrichtet wird, und sich zu Tode grämt.

Zu Messina lebten drei Brüder als Kaufleute, welche von ihrem Vater viele Reichthümer geerbt hatten und eine junge, schöne und gut erzogene Schwester, Namens Lisabetta besaßen, welche noch unverheirathet war. In einem ihrer Kaufläden war ein junger Mann aus Pisa angestellt, dem sie alle ihre Geschäfte anvertraut hatten, welche er auch zu ihrem Vortheil und zu ihrer Zufriedenheit besorgte. Dieser Jüngling war von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten, daher es denn nicht zu verwundern war, daß Lisabetta, welche ihn täglich sah und beobachtete, eine heftige Liebe zu ihm faßte. Lorenzo bemerkte kaum, daß er dem jungen und liebenswürdigen Mädchen nicht gleichgültig sei, als er seine ganze Neigung ihr zuwendete. Bald hatte sich eine schickliche Gelegenheit gefunden, bei welcher sich die Liebenden gegenseitig ihr Herz offenbarten.

Von nun an kamen die jungen Leute öfters zusammen um sich von ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu unterhalten. Aber leider waren sie so wenig vorsichtig bei diesen Zusammenkünften, daß Lisabettas ältester Bruder hinter das Geheimniß ihrer Liebe kam. Da Lorenzo ein armer Mensch war, so hätten ihm die Brüder

nimmermehr ihre Schwester zur Gattin gegeben. Dieses wußten die Liebenden wohl nnd hatten sich daher gehütet jenen ihre Gefühle mitzutheilen. Als nun der älteste Bruder bemerkt hatte, daß Lisabetta in Lorenzos Zimmer geschlichen war, hütete er sich irgend einen Lärm oder Aufsehen zu machen, durch welchen nur seiner Schwester und seine eigene Ehre verletzt worden wäre. Er berief aber zu gelegener Zeit seine Brüder zu sich und beredete mit ihnen, was unter diesen Umständen zu thun sei, und und nach langer Ueberlegung wurde beschlossen, daß sich die drei Brüder so anstellen sollten, als wenn sie gar nichts von Lisabettas Neigung bemerkt hätten, bis sich eine Gelegenheit finden werde, den Schimpf, welchen ihrer Meinung nach Lorenzo ihrer Familie anthue, von sich zuentfernen, ehe er zu irgend einem Nachtheil oder zu einer Gefahr ausgeschlagen wäre.

Diesen Beschluß führten sie auch geschickt aus. Wie bisher, waren sie freundlich gegen Lorenzo, plauderten und scherzten mit ihm und forderten ihn eines Tages auf mit ihnen eine Vergnügungsreise auf das Land zu machen. Wie sie nun mit ihm an einen einsamen und entlegenen Ort gekommen waren, glaubten sie, die erwünschte Gelegenheit sei gekommen und brachten Lorenzo, der an keinen Verrath gedacht hatte, um und verscharrten seinen Körper. Niemand hatte von dem Vorgange Etwas bemerkt. Nachdem die drei Brüder nach Messina zurückgekehrt waren, gaben sie vor, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften auf Reisen geschickt und dieses Vorgeben wurde von Niemand bezweifelt, denn Lorenzo war schon öfters in den Geschäften der Handlung verreist gewesen.

Als jedoch Lorenzo gar nicht wiederkam, und Lisabetta, welche über seine lange Abwesenheit schmerzlich betrübt war, sich oft und angelegentlich nach ihm erkundigte, erwiderte ihr eines Tages einer ihrer Brüder, den sie mit Fragen bestürmte: „Was soll das heissen? Was geht Dich Lorenzo an, daß Du

so viel nach ihm fragst? Wenn Du noch einmal fragst, so wirst Du eine Antwort erfahren, wie Du sie verdienst!“ Lisabetta war durch diese Antwort erschreckt und betrübt. Bange Ahnungen, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte bemächtigten sich ihrer. Nach Lorenzo zu fragen, wagte sie nicht mehr, aber wenn sie des Nachts einsam auf ihrem Lager ruhte, rief sie seinen Namen mit wehmüthiger Zärtlichkeit, bat ihn, er möge doch endlich kommen und klagte heftig unter heißen Thränen über seine lange Abwesenheit.

Lisabetta hatte alle ihre frühere Heiterkeit verloren und erwartete von Tag zu Tag sehnsüchtiger den Geliebten. Eine Nacht hatte sie besonders lange um Lorenzo geklagt und war endlich unter Weinen entschlummert. Da erschien ihr im Traume Lorenzos Gestalt, bleich und zerstört in schmuzigen und zerrissenen Kleidern, und es war ihr, als ob die Gestalt zu ihr redete: „Ach Lisabetta, Du rufest ohn Unterlaß meinen Namen, grämst Dich über mein Außenbleiben und klagst mich mit Deinen Thränen an. Wisse denn, daß ich niemals wiederzukehren vermag, denn an dem Tage, da Du mich zum letzten Male sahest, haben mich Deine Brüder ermordet.“ Hierauf bezeichnete ihr die Gestalt noch, wo die Brüder den Leichnam verscharrt hätten, und sagte, Lisabetta möge nie mehr nach Lorenzo rufen oder ihn erwarten; darauf verschwand sie. Alsbald erwachte die Jungfrau, weinte bitterlich über das, was sie gehört und gesehen hatte und maß Allem vollen Glauben bei.

Als es Morgen geworden war, hatte Lisabetta nicht den Muth, ihren Brüdern von der Erscheinung zu sagen; aber sie beschloß an den Ort zu gehen, der ihr bezeichnet worden war, um sich zu uberzeugen, ob, was sie im Traume gehört, Wahrheit sei. In dieser Absicht erbat sie sich von ihren Brüdern die Erlaubniß, in Begleitung eines Mädchens, die früher bei ihr in Diensten gewesen war und um Lisabettas Liebesgeheimnisse

wußte, zu ihrem Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt machen zu dürfen. Mit diesem Mädchen nun ging Lisabetta an die Stelle, welche ihr im Traume bezeichnet worden war, und grub nach, da wo sie nach Wegschaffung einiger dürren Blätter, die den Boden bedeckten, die Erde am lockersten fand. Sie hatte noch nicht lange gegraben, als sie den noch völlig erhaltenen und kenntlichen Körper ihres unglücklichen Geliebten fand, und dadurch zu der schrecklichen Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit ihres Traumgesichtes gelangte. Wie tief betrübt und erschüttert Lisabetta auch war, so sah sie doch wohl ein, daß sie an diesem Orte ihrem Schmerz und ihren Thränen nicht freien Lauf lassen dürfe. Gern hätte sie den ganzen Leichnam mitgenommen, um ihm ein anständiges Grab zu geben, aber auch dieß sah sie als unmöglich ein. Dennoch wollte sie sich von dem lieben Körper nicht ganz trennen und entschloß sich daher, obgleich sie innerlich zurückschauderte, mit einem Messer so gut es ging das Haupt des Geliebten von dem Rumpfe zu trennen. Sie hüllte das Haupt in ein Tuch, bedeckte den übrigen Körper wieder mit Erde und ging mit der Dienerin, welche das Tuch mit dem Haupte trug, nach der Stadt zurück. Unbemerkt gelangte sie bis in ihr Zimmer; wo sie sich bitterlich weinend über das geliebte Haupt neigte, das sie mit ihren Thränen völlig abwusch und mit tausend Küssen bedeckte. Hierauf umwand sie es mit einem sauberen Tuche, legte es in einen schönen Blumentopf, überschüttete es mit Erde, und pflanzte einige schöne Stauden salernitanisches Basilikum in die Erde, und begoß diese nicht anders, als mit Rosen- oder Orangenwasser, oder mit ihren Thränen. Fast immer saß sie bei dem Blumentopf und betrachtete das Gefäß, das ihres Lorenzos Haupt verborgen hielt, mit inniger Sehnsucht. Hatte sie es lange so angeschaut, so umfaßte sie es und weinte über dasselbe hingebeugt, bis das ganze Basilikum mit ihren Thränen begossen war. Durch die lange und sorgfältige Pflege und durch die Fruchtbarkeit, die der verwe-

sende Kopf dem Erdreiche mittheilte, wurde die Pflanze wunderbar schön, und verbreitete einen köstlichen Duft.

Da Lisabetta in diesem ihren Thun nicht nachließ, so wurden endlich die Nachbarn aufmerksam auf sie und bemerkten Alles, was sie in ihrer Betrübniß that. Von den Nachbarn erfuhren es die Brüder, welche längst bemerkt hatten, daß ihrer Schwester Schönheit und Jugendfrische dahinschwand, und daß ihre Augen glanzlos in ihrem Kopfe ruhten. Als nun die Brüder gehört hatten, was Lisabetta täglich mit dem Blumentopfe vornahm, schalten sie dieselbe einigemal hart wegen ihres Benehmens und ließen ihr endlich als ihre Reden fruchtlos blieben, den Blumentopf heimlich wegnehmen. Als ihn Lisabetta vermißte, verlangte sie heftig und dringend nach ihm und als ihre Bitten umsonst waren, so verfiel sie nach heftigem Weinen und Klagen in eine schwere Krankheit, in welcher sie auch nach nichts als nach ihrem Blumentopfe begehrte. Da wurden die Brüder aufmerksam auf das Gefäß und kamen darauf seinen Inhalt zu untersuchen. Sie schütteten die Erde aus und fanden das Tuch und in ihm den Kopf, den sie an dem noch unversehrten krausen Haarwuchs für den des Lorenzo erkannten. Sie erschraken gewaltig, fürchteten, ihre Missethat möchte entdeckt werden und verließen daher, nachdem sie den Kopf heimlich vergraben hatten, eilig die Stadt Messina. Ihre Geschäfte hatten sie, so gut sich dieses in der Eile thun ließ, geordnet und so begaben sie sich nach Neapel, wo sie sicher zu sein glaubten. Lisabetta hörte indeß nicht auf zu weinen und sehnsüchtig ihren Blumentopf zu begehren, bis sie unter Thränen ihren Geist aufgab. So nahm diese Liebe ein trauriges Ende, und erst später wurde die ganze Begebenheit bekannt.

Geschichte
von
Federigo,
der nach Aufopferung aller seiner Reichthümer seiner Geliebten endlich die letzte Freude seines Lebens darbringt und dadurch jene zur Gattin gewinnt.

Es lebte einst zu Florenz ein durch gefällige Sitten und ritterliche Tugenden ausgezeichneter Jüngling, Namens Federigo oder Friedrich, aus dem Hause der Alberighi, welcher zu einer edlen und schönen Frau, Madonna Giovanna oder Johanna, die zu Florenz als die schönste und liebenswürdigste Frau galt, eine heftige Neigung faßte. Um sich ihr angenehm zu machen, gab er herrliche Feste, Rennen und Turniere und verschwendete dabei mehr, als seine Vermögensumstände ihm erlaubten. Giovanna aber war eben so tugendhaft als schön und gewährte daher dem verschwenderischen Jüngling auch nicht die geringste Gunst. Federigo hatte es durch seine unüberlegte Prunksucht, durch die er vergebens Liebe zu erringen gehofft hatte, bald so weit gebracht, daß ihm von seinen Reichthümern nichts übrig geblieben war, als eine kleine Landbesitzung, die ihm nur ein sehr kärgliches Auskommen sicherte, und einen überaus schönen und edlen Falken. Seine Liebe war mit seinen Reichthümern nicht geschwunden, aber seine Armuth nöthigte ihn, auf seinem Gütchen zu leben und das einzige Vergnügen, was er sich hier zuweilen machen konnte, bestand darin, daß er

mit seinem trefflich abgerichteten Falken auf die Jagd ging. Indessen war Giovannas Gatte erkrankt und gestorben, nachdem er durch ein Testament seinen einzigen Sohn und, wenn dieser ohne Leibeserben sterben sollte, seine Gemahlin Giovanna zum Erben eingesetzt hatte. Giovanna begab sich, nachdem sie so jung schon Wittwe geworden war, mit ihrem Sohne auf ein ihr gehöriges Landgut, welches zufällig ganz in der Nähe von demjenigen lag, welches Federigo gehörte. Da der bereits zum Jünglinge heranreifende Knabe großes Wohlgefallen am Vogelfange fand, so machte er im Felde bald die Bekanntschaft Federigos und fand besonders an dessen Falken ein überaus großes Wohlgefallen. Er wünschte sehr, dieses edle Thier zu besitzen; da er aber bemerkte, daß dasselbe dem Federigo über Alles theuer war, so hatte er nicht den Muth, es von demselben zu verlangen. Plötzlich erkrankte der Knabe und seine hierüber unaussprechlich betrübte Mutter pflegte ihn mit der größten Sorgfalt und Liebe. Da sie begierig war, ihn in seiner Krankheit durch irgend eine Freude aufzuheitern, so fragte sie ihn wiederholt, ob es denn nichts gebe, was er zu besitzen wünsche, sie wolle es ihm verschaffen, wenn es ihr irgend möglich wäre. Da erwiderte der Knabe endlich: „Ach, liebe Mutter, wenn Du mir des Federigo Falken verschaffen könntest, so würde ich bald gesund werden.“ Giovanna wurde durch diese Bitte ihres Sohnes in tiefes Nachdenken versetzt. Sie überlegte, wie heftig Federigo sie geliebt habe und wie er aus Liebe zu ihr sein ganzes großes Vermögen verschwendet und doch nie auch nur einen freundlichen Blick von ihr erlangt habe. Wie, dachte sie, soll ich ihm auch diese letzte Lebensfreude, die ihm noch übrig geblieben ist, abverlangen, diesen Falken, der, wie es heißt, einer der schönsten ist, die jemals geflogen sind. So überlegte Giovanna lange, endlich aber siegte in ihr die Liebe zu ihrem Kinde und sie beschloß, selbst zu Federigo zu gehen und ihm ihre Bitte vor-

zutragen. „Sei getrost, mein Sohn!“ sagte sie, „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ich werde Dir morgen den Falken holen.“ Der Knabe freute sich und schien noch an diesem Tage Spuren von Besserung zu zeigen.

In Begleitung einer andern Frau ging nun Giovanna am nächsten Morgen aus und kam, wie zufällig auf einem Spaziergange, zu dem kleinen Hause Federigos. Sie fragte nach ihm und Federigo, welcher im Garten arbeitete, kam alsbald freudig herbeigeeilt, als er die Stimme der noch immer geliebten Frau hörte. Sittsam trat ihm Giovanna entgegen und erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß. „Ich komme, Federigo,“ sagte sie darauf, „um Euch einigermaßen für den Kummer zu entschädigen, den ich ohne Absicht Euch zugefügt habe. Wenn Euch nämlich meine Erscheinung noch angenehm ist, so will ich mit meiner Gefährtin diesen Morgen bei Euch frühstücken.“ Bescheiden erwiderte Federigo: „Ich habe keine Entschädigung von Euch zu fordern, Madonna, vielmehr bin ich Euer Schuldner für alles, was etwa Gutes an mir ist, denn durch Euer Verdienst und durch die Liebe, die ich für Euch hegte, bin ich zu demselben gelangt. Daß ihr mich jetzt und hier mit Eurer Gegenwart ehret, ist mir mehr werth, als wenn mir noch einmal vergönnt wäre, alles aufzuwenden, was ich früher verschwendet hab Aber freilich, Ihr werdet einen gar armen Wirth an mir finde

Hierauf führte Federigo die Damen in seinen Garten un bat sie, wegen seiner Armuth erröthend, sie möchten hier ihn erwarten, bis er das kleine Mahl, das er ihnen vorsetzen könne, besorgt habe. Als sich aber Federigo umsah, was er seinen Gästen vorsetzen solle, empfand er zum erstenmal den tiefsten Schmerz über seine Armuth. Ach, er, der einst so unzählige Menschen bewirthet hatte, fand jetzt nichts Köstliches, was er der Dame seines Herzens vorsetzen konnte, und besaß weder Geld, noch auch irgend ein Pfand, um es herbeischaffen zu können.

Er verwünschte sein Unglück; da fiel in seiner Angst und Noth plötzlich sein Auge auf die einzige Kostbarkeit, die ihm noch geblieben war, — auf den schönen Falken, der in dem Vorsaale ruhig auf seiner Stange saß. Er sah kein anderes Mittel, würdig die geliebte Frau zu bewirthen, der Falke war feist und wohlgenährt — und so ergriff er ihn schnell, erwürgte ihn und gab ihn der Magd, um ihn zu rupfen und sorgfältig zu braten. Hierauf wurde der Tisch mit einem weißen Tuche bedeckt, der Falke aufgetragen und mit freudigem Antlitz eilte Federigo zu der Dame und sagte ihr: der Imbiß sei bereitet, so gut als er ihn zu schaffen vermocht habe. Sie gingen herein; Federigo bediente die Dame mit großer Sorgfalt und der gute Falke wurde verzehrt. Nachdem sich Giovanna hierauf noch einige Zeit mit dem Ritter freundlich unterhalten hatte, glaubte sie, es sei nun Zeit, die Bitte, um deren Willen sie gekommen war, anzubringen. „Wenn Du," sagte sie, „Federigo, Deines frühern Lebens und meiner Zurückhaltung gegen Dich gedenkst, so wirst Du über meine Dreistigkeit erstaunen, sobald ich Dir sage, warum ich hierher gekommen bin. Hättest Du aber Kinder, so würdest Du wissen, wie groß die Gewalt der Liebe zu ihnen ist, und ich würde hoffen, daß Du die Bitte, welche ich an Dich wage, entschuldigen werdest. Obschon Du nun das Gefühl, dem ich gehorchen muß, nicht kennest, so bitte ich Dich doch, gegen meine eigene Ueberzeugung, gegen Pflicht und Herkommen, um ein Geschenk, welches Dir überaus theuer ist. Ach, ich begehre von Dir die einzige Freude, die einzige Lust, den einzigen Trost, den das feindliche Geschick Dir übrig gelassen hat, — Deinen Falken, Federigo, nach welchem mein Sohn so heftiges Verlangen trägt, daß ich glaube, es hängt von demselben die Wiederherstellung seiner Gesundheit, ja seine Rettung vom Tode ab. Darum bitte ich Dich, nicht bei Deiner Liebe, welche Dich zu nichts verpflichten soll, sondern, bei Deiner edlen Gesinnung:

es möge Dir gefallen, mir Deinen Falken zu schenken, damit ich durch diese Gabe meinen Sohn rette und ihn für immer Dir verpflichte.“

Als nun Federigo das Begehren der Dame vernahm und sah, daß er dasselbe zu erfüllen nicht vermöge, begann er in ihrer Gegenwart heftig zu weinen und vermochte kein Wort zu sprechen. Giovanna glaubte, der Schmerz, sein letztes und liebstes Kleinod zu verlieren, presse dem Ritter die Thränen aus und war im Begriff ihre Bitte zurückzunehmen. Federigo aber bezwang endlich seinen Schmerz und sagte: „Madonna, seit es Gott gefallen hat, mein Herz in Liebe gegen Euch zu entzünden, habe ich vielfach die Ungunst des Glückes erfahren müssen, aber niemals habe ich einen so tiefen und heftigen Schmerz erfahren, als jetzt, — einen Schmerz, den ich niemals werde vergessen können. Ach, als ich reich war, würdigtet Ihr mich keines Blickes und nun kommt ihr in meine arme Hütte, um ein so geringes Geschenk von mir zu begehren, das Euch gewähren zu können, mein grausames Schicksal mir verweigert. Als Ihr mir gesagt hattet, daß Ihr mich würdigen wolltet, bei mir den Imbiß einzunehmen, glaubte ich, Euch das beste vorsetzen zu müssen, was ich besäße. Ich hatte nichts schöneres und kostbareres, als meinen Falken — Ihr habt ihn diesen Morgen auf Eurem Teller gehabt. Ich war so glücklich, daß ich Euch mein Liebstes hatte darbringen können und nun, da Ihr ihn lebend zu besitzen wünschet, bin ich so tief unglücklich, daß ich mich niemals werde beruhigen können.“ Nach diesen Worten ließ Federigo Federn, Klauen und Schnabel des Vogels bringen und zeigte sie der Dame.

Giovanna war gerührt und bewunderte die Größe der Seele, welche durch die Armuth nicht verringert worden war; aber in Worten tadelte sie den Ritter, daß er, um eine Dame zu speisen, ein so edles Thier getödtet habe. Besorgt um die Genesung ihres Sohnes, dem sie nun nicht Wort zu halten vermochte,

kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Der Knabe lebte nur noch wenige Tage, dann sah ihn seine Mutter mit unaussprechlichem Schmerze verscheiden. Eine Zeit lang blieb Giovanna in Gram und Thränen versenkt, dann aber drängten ihre Brüder, die sie dem Leben und der Freude wiedergeben wollten, in sie, sich wieder zu verheirathen, da sie noch jung sei und sich im Besitz eines so großen Vermögens befände. Obschon nun Giovanna sich nicht mit solchen Gedanken beschäftigt hatte, so dachte sie doch an Federigos hochherzige Gesinnung und treue Liebe, an ihn, der nicht nur seine ganzen Reichthümer, sondern noch zuletzt in seiner Armuth sein Liebstes und Bestes geopfert hatte, um ihr eine Ehre zu erzeigen, und darum sagte sie zu ihren Brüdern: „Zwar bliebe ich gern, wie ich bin, wenn Ihr aber wollt, daß ich mich nochmals vermähle, so werde ich gewiß niemals einen Andern zum Gatten wählen, als Federigo." Die Brüder verspotteten sie, daß sie einen Mann begehre, der nichts auf der Welt sein nenne. Aber Giovanna antwortete ihnen: „Wohl weiß ich, daß Federigo arm ist; aber ich will lieber einen Mann, dem Reichthum fehlt, als Reichthum, dem ein Mann fehlt." Die Brüder wußten, daß Federigo, obschon arm, doch ein edler und ehrenwerther Ritter sei und da sie nun sahen, daß Giovanna ihn liebe, so gönnten sie ihm die Schwester mit allen ihren Reichthümern. Federigo aber war glücklich im Besitz der vortrefflichen und tugendhaften Frau, die er so innig liebte; verwaltete, durch sein früheres Mißgeschick klug geworden, ihre Reichthümer mit weiser Sparsamkeit und lebte mit ihr froh und zufrieden bis an das Ende seiner Tage.

M.

Der Herausgeber an die Leser.

Die vorstehenden Geschichten sind zum Theil schon in dem alten Volksbuche: „Schöne anmuthige Historien von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen, dem Leser kürzlich vor Augen gestellt wird" — enthalten, zum Theil aber erst aus einem alten italienischen Werke, in welchem auch jene Erzählungen stehen, entnommen worden. Sie alle sind keineswegs als Beispiele zur Nachahmung hingestellt, sondern der Leser möge aus ihnen entnehmen, wie schwach einerseits das menschliche Herz sei und wie stark andererseits, um Schmerz, Qual, sogar Verachtung und Tod aus Liebe standhaft zu ertragen, und möge dann erst sorgfältig scheiden, was er sich zum Muster zu nehmen habe und was zu vermeiden.

Von dem Herausgeber und bei dem Verleger dieser Volksbücher erscheinen auch alle übrigen älteren Volksbücher (zunächst die Schildbürger, Melusine, Magelone, Kaiser Octavianus, die Haimonskinder, Fortunatus, Herzog Ernst, Riesengeschichte, Heinrich der Löwe, der hörnene Siegfried, Helena, Genoveva, Hirlanda, die sieben weisen Meister, Dr. Faust das Schloß in der Höhle Xaxa, Joachim und Anna, — Fierrabras, Tristan und Isalde, Pontus u. v. a.) so wie erst jetzt zusammengestellte (als Lieder in Lust und Leid, Heldenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, von denen jedes eine Sammlung der schönsten älteren und neueren Lieder enthält, ferner Märchen Fabeln u. s. w.). Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten geziert und wird für 25 Pfennig verkauft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

S B.

L. Metz
Buchbind
[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe

Leipzig 1838

P.o.germ. 1528 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122168-3